

ROLF GROSSENBACHER

Diala



© 2003/2014 Rolf Grossenbacher

Fabian konnte sich auf ihr Schnurren verlassen. Es war ein untrügliches Zeichen dafür, dass Diala in Gedanken bereits bei ihnen war. Die grosse Katze streckte sich der Länge nach, gähnte, als wollte sie einen Kürbis verschlingen, und setzte sich auf die Hinterpfoten. Gespannt blickte der Luchs in die Höhle ...

... und dann zischte es!

Sie war zurück. Endlich. Drei lange Tage und Nächte war sie weg gewesen, weil sie «dringende Sachen erledigen musste», wie sie es formuliert hatte. Fabian glühte augenblicklich, als sich ihre Blicke trafen. In der einen Hand hielt sie eine Flasche Champagner, in der andern zwei Gläser.

Er wollte gerade aufstehen und sie umarmen, als es ein zweites Mal zischte, etwas lauter, etwas länger. Mitten in Dialas Höhle tauchten aus dem Nichts drei dunkelhäutige Musiker auf: Einer spielte Akkordeon, der zweite Gitarre und der dritte schwitzte am Schlagzeug. Die Männer trugen Strohhüte und papageienbunte Hemden. Die Musik klang lateinamerikanisch – heiss und unbeschwert. Diala trägt mal wieder dick auf, dachte Fabian. In diesem Moment lösten sich die kahlen, grauen Höhlenwände auf. Die Kulisse wechselte: Nun spielten die drei Männer vor den Palmen eines Karibikstrandes. Während Diala die Gläser füllte, bewegte sie sich geschmeidig im Takt der Musik. Hinter ihr und den Musikern lag grünblau das Meer: ein Bild wie aus einer TV-Show, bei der man nicht so recht wusste, ob einem da Kitsch oder Kultur vorgesetzt wurde.

Auf Fabians Stirn bildeten sich Tropfen, aber nicht des plötzlichen Temperaturanstiegs wegen. Es ist zu verrückt, um wahr zu sein, dachte er, bei Diala gab es wirklich nichts,

was es nicht gab: Einmal war es ein Schwarm flatternder Fledermäuse, der von oben durch die Lichtluke hinabsauste und es leckere Pralinen hageln liess, ein anderes Mal war es ein rauschender Staubsauger, der sich durch die Gänge wiegte wie ein Raumschiff durch das All, und dann dieser prallvolle Apfelbaum, der eines Morgens angewurzelt auf der Felsterrasse stand – ehrlich, auf dem nackten Felsen!

Es zischte öfters in Dialas Nähe, und das war sehr praktisch: Die Fee brauchte nicht einmal mit den Wimpern zu zucken, um die feinsten Gerichte herbeizuzaubern oder das schmutzige Geschirr abzuwaschen. Manchmal genügte es, wenn er ihr lächelnd in die Augen blickte, und schon stand ein kühles Getränk oder eine süsse Frucht auf dem Tisch neben dem Fernrohr. Auch um seine Wäsche brauchte er sich nicht zu kümmern. Die ganze Zeit über, die er bei ihr verbrachte, waren seine Kleider stets sauber und verbreiteten einen Duft nach südländischen Gewürzen. Oder wenn Fabian abends allein auf der vom Mond bläulichweiss beschienenen Felsterrasse sass, während Diala noch unterwegs war, gab es plötzlich diesen typischen Laut, als ob jemand eine Coladose öffnen würde, ein sanftes Zischen, und die aktuelle Zeitung landete klatschend auf dem Tisch!

Diala las ihm die meisten Wünsche von den Augen ab, was nicht heisst, dass ihm die Schöne zu Füssen lag wie der Geist aus Aladins Wunderlampe seinem Befreier. Sie war keine Glück verheissende Märchenfee. Ihre Zischkünste brachten ihn hie und da gar in Verlegenheit. Manchmal sagte er nämlich Dinge, von denen er fest glaubte, sie wären so oder so, und dann war es doch anders. Er tat dies nicht bewusst, sondern weil er – zumindest am Anfang ihres Zusammenseins – ziemlich durcheinander war. So behauptete er einmal, das Buch, über das sie gerade diskutierten, stehe bei ihm zu Hause auf dem Bücherregal. Und obwohl ihm die Fee versicherte, dass dies nicht stimme, beharrte er auf seinem Standpunkt. Nach langem Hin und Her zischte es plötzlich ganz gewaltig und Fabians überquellendes Bücherregal stand in voller Grösse fünf Zentimeter vor seiner Nase!

«Bitte überzeug dich selbst!», sagte sie und verzog amüsiert den Mund. «Wenn du das Buch findest, verwandle ich mich in eine Kellerrassel und verkrieche mich in einer finsternen Felsspalte.»

Aber Fabian fand das Buch nicht. Er konnte es gar nicht finden, denn es stand – wie

ihm Diala später verriet – längst im Regal eines Antiquars.

Auch wenn solche Streiche nicht gerade den Anschein einer seriösen Fee machten, war Diala sehr genau, fast pedantisch, vor allem, wenn es um Fabians Innenleben ging. Sie wusste, dass er dringend Hilfe benötigte. Er war als Wrack auf ihrer verborgenen Insel inmitten von Felswänden und Geröllhalden gestrandet. Sein Zustand verlangte nach Kontrolle, nach einer Checkliste, um das innere Leitsystem wieder in Ordnung zu bringen.

Wollen wir verstehen, weshalb es Fabian derart aus dem Sattel geworfen hatte, müssen wir das Rad der Zeit – den Weg der Erde um die Sonne – um zweieinhalb Runden zurückdrehen. Dieser düstere Rückblick muss sein. Denn im Leben läuft nicht alles wie im Märchen, und das ist so in Ordnung, sonst würden wir noch tiefer schlafen. Und ausserdem wäre Fabian nie dieser zauberhaften Fee begegnet.

DIE TRENNUNG

Es war ein trüber Sonntagnachmittag Ende März. Fabian sass allein in der Wohnung einer typischen Mietskaserne aus den Sechzigerjahren. Mit Ronny Jordans melancholischem *After Hours* in den Ohren starrte er im Schaukelstuhl wippend zum Fenster hinaus: Der Regen wurde weiss. Kalt mochte es draussen sein, so kalt, wie ihm ums Herz war. Er grübelte über die Zeit, in der er mit Lea Tisch und Bett geteilt hatte. Eigentlich waren in ihren Herzen längst Fehlermeldungen eingegangen, aber ihre Köpfe hatten die Hinweise nicht ernst genommen. Der Absturz war programmiert, von Fügung konnte keine Rede sein. Es sei denn, eine Fügung wird als die Verknüpfung von verschiedenen Sequenzen zu einem Film verstanden, dessen Drehbuch aus eigener Hand stammt. Beide hatten alles gewollt oder nichts – die Nestwärme und die Freiheit – und vor allem zu viele Nebenbetten.

«So nicht, mein Lieber, so nicht!», hatte sie ihn angefaucht, als er mit einer andern nach Hause kam und meinte, die beiden könnten gute Freundinnen werden. Lea hatte in ihrer schwarzen Mähne gewühlt, hatte «entweder sie oder ich!» geschrien, war heulend im Schlafzimmer verschwunden und hatte ihn und seine «Kollegin» im Flur stehen lassen. Eine solch heftige Reaktion hatte er nicht erwartet. Wenn sie und ihr Hausfreund allein in der Wohnung waren, hatte er nie so durchgeknallt reagiert. Anscheinend war sie eifersüchtiger, als sie je zugegeben hätte. Aber auch er hatte manchmal das Gefühl, dass dieses Hin und Her auf die Dauer nicht funktionieren würde.

Es musste so enden. Und es war gut so. Fabian und Lea wären sonst in den Sumpf der Gewohnheit geraten, hätten sich für immer voneinander getrennt und wären der Bequemlichkeit zuliebe zusammengeblieben: Alltag in vielen Partnerschaften. Aber der Krug hatte den Brunnen satt; er war in zwei Teile zerbrochen.

Fabian liebte Wasser, Wind und Sonne. Von April bis September arbeitete er auf grossen weissen Ausflugschiffen auf einem See, an dessen Sonnenufer Palmen wuchsen, während das andere Ufer an die Flanken verschneiter Berge stiess.

Er war begeistert von seiner Arbeit auf Deck. Nicht jeder konnte auf diese Weise sein

Studium finanzieren. In der Funktion eines Matrosen und Zahlmeisters musste er fast alles können, was es auf einem Passagierschiff zu tun gab: das Schiff an den Anlegestellen festmachen, Fahrscheine verkaufen oder kontrollieren, Decks und Toiletten reinigen und zwischendurch das Ruder führen, was ihm am besten gefiel. In den zwei Jahren zuvor hatte Fabian während seiner Sommerarbeit auf dem See für einige Monate ein Zimmer gemietet, weit weg von Lea. Im Herbst war er jeweils zu ihr zurückgekehrt. Das war nun vorbei.

Er hatte lange gezögert. Schliesslich war er – drei Tage nach seinem vierundzwanzigsten Geburtstag – aus der gemeinsamen Wohnung ausgezogen, liess den angeknacksten Schaukelstuhl, sämtliche Freunde und die malerischen Sonnenuntergänge hinter den lang gezogenen Hügeln zurück.

Nach sechs Jahren zu zweit oder zu dritt war er auf einmal allein, Tag und Nacht. Sein neues Heim war eine Mansarde, genauer gesagt eine geräumige Besenkammer mit Kochnische in einem grauen Einfamilienhaus am Fuss der Berge.

Der kleine Wohnraum und die nahen Bergriesen engten ihn ein, machten ihn noch einsamer, als er sich schon fühlte. Er war unglücklich, denn zum Mönch war er nicht geboren. Fabian war ebenso *Goldmund* wie *Narziss*. Doch das oberflächliche Treiben in dem Tourismusort langweilte ihn. Er sehnte sich nach der früheren Wohnung, nach dem kleinen, mit einer Wehrmauer umrahmten Städtchen am See, nach seinen Freunden. In seiner Freizeit kehrte er in sein ehemaliges Revier zurück, um den glücklichen Seiten seines bisherigen Lebensbuches nachzutruern. Kaum war er dort, wurde ihm bewusst, dass die Geschichte mit Lea und den Figuren, die darin mitgewirkt hatten, zu Ende gelesen war. Er fühlte sich elend und war froh, wenn er wieder in sein neues Zuhause flüchten konnte. Aber im Flüchten liegt ein Fluch, und so begann sich das Karussell aufs Neue zu drehen. Immer und immer wieder.

Fabian war ein Zombie geworden, ein Pendler zwischen zwei Welten, von innerer Unruhe getrieben. Und ein aus dem Gleichgewicht geworfener Mensch wird verletzlich für die kleinsten Angriffe auf Körper und Geist.

Zwar spürte er in der Familie, bei der er Unterschlupf gefunden hatte, einen Hauch von Geborgenheit. Das Ehepaar mittleren Alters umsorgte ihn fast wie seinen eigenen Sohn, und dessen junge Tochter Sarah brachte ziemlich Bewegung ins Haus, was ihre

Eltern eher als Erdbeben empfanden. Doch der Verlust von spürbarer Nähe, von Körperwärme und Zärtlichkeit, war damit nicht aufzuwiegen. Die embryonale Wohligkeit, die er empfunden hatte, wenn er Körper an Körper mit Lea unter der Decke lag, vermochte eine rasch erkaltende Wärmflasche nicht zu ersetzen.

Auf den Schiffen lernte er viele Frauen kennen, und manchmal traf er sie am Abend in der Stadt wieder. Aber er war kein Verführer, kein Playboy. Schmalbrüstig und von mittlerer Statur glich er mit seiner runden Lesebrille eher einem Woody Allen als einem Daniel Craig. Manchmal wäre er gerne ein Casanova gewesen, einer von diesen unwiderstehlichen Typen. Sah er freilich den Machos zu beim Tanzen oder wie sie an der Theke herumhingen und jede vorbeigehende Frau von oben bis unten begutachteten, ekelten ihn diese Fleischbeschauer an, und er war froh, zu denjenigen zu gehören, von denen die Frauen sagten: «Doch, doch, er ist ganz nett ...»

So kam es, dass er sich vom Trubel mehr und mehr zurückzog und auf diese Weise auf Geschehnisse aufmerksam wurde, die sich in seinem Innern anbahnten. Gleichzeitig liefen um ihn herum Dinge ab, die einen Schatten vorauswarfen auf das, was noch kommen sollte.

Es begann damit, dass die erste Freundschaft am neuen Ort abrupt endete: Eines Morgens erfuhr er vom Tod des Kapitäns Escher, des Mannes, den er von den Schiffslenten am meisten geschätzt hatte. Seit Wochen schon hatte der Kapitän kein Schiff mehr geführt, weil ihm Schwindelanfälle zu schaffen machten. Unter solchen Bedingungen ein Schiff zu steuern, das im Hochsommer mit vielen Hundert Passagieren achteraus den schmalen Fluss hinabfuhr, war nicht mehr zu verantworten. Immerhin war es ihm in seinen letzten Tagen noch vergönnt gewesen, Spaziergänge zu machen und fischen zu gehen, wann immer er wollte.

Fabian half zum ersten Mal in seinem Leben einen Sarg tragen. Noch vor einigen Tagen hatte ihm der Kapitän vom Bootshaus lächelnd zugewinkt. Jetzt lag er leblos im schweren Holzkasten auf seiner Schulter. Seltsame Gedanken gingen Fabian durch den Kopf: Wenn er nun stolperte, der Sarg zu Boden fiel und krachend aufbräche und der Körper auf die spitzen Steine des ungeteerten Friedhofwegs plumpste, würde ihm der Geist des Kapitäns verzeihen, der vielleicht in der Nähe war? Würde er sogar darüber lachen und den Kopf schütteln, dass man seine nutzlos gewordene Hülle in eine zweite

Hülle, den Sarg, gesteckt hatte?

Das Bestattungsritual fand Fabian lächerlich. Die Grabrede des Pfarrers war so belanglos wie das stupide Horoskop in einer Illustrierten. Kein einziges Wort kam aus dem Herzen; es waren nur Floskeln, vorfabrizierte Sprüche. Einzig die Witwe imponierte ihm. Sie war ganz da und doch verbunden mit ihrem hinübergegangenen Mann. Ihr Gesicht zeigte nicht eigentlich Trauer, eher Entschlossenheit und Sicherheit – ein Wissen, dass sich ihr Mann nicht im Nichts aufgelöst hatte?

Am Abend trafen sich die Schiffsleute zum Leichenmahl. Als Fabian einmal allein war, kam die Witwe des Kapitäns zu ihm an den Tisch. Sie dankte ihm für seine Trauerkarte, die ihr und ihren Kindern besonderen Trost gespendet habe. Fabian hatte ihr ein Kärtchen geschickt, auf dem eine offene Tür gemalt war, die den Blick auf eine Blumenwiese freigab; durch die Tür kamen bunte Schmetterlinge ins Innere geflogen. Darunter hatte er folgende Worte gesetzt:

Liebe Frau Escher

Seien Sie bitte nicht erstaunt darüber, dass ich Ihnen keine Beileidskarte sende, denn für mich bedeutet der Tod nicht Ende, sondern Veränderung. Sinnbild dafür sind diese Schmetterlinge und eine offene Tür, die zu etwas anderem hinführt. Ich weiss zwar nicht, wohin die Reise geht, aber eine innere Stimme sagt mir, dass das Leben nie endet.

Vielleicht denken Sie anders, haben andere Vorstellungen von Leben und Tod. Dann seien Sie mir bitte nicht böse.

So, wie er es geschrieben hatte, meinte er es auch. Als er aber die unkonventionelle Trauerkarte bei der Post aufgeben wollte, hatte er plötzlich innegehalten. Er kannte die Frau des Kapitäns ja kaum. Nur einmal war er bei ihr und ihrem Mann auf Besuch gewesen, und da war der Tod kein Thema. – Schliesslich hatte er die Karte doch noch abgeschickt.

Fabian freute sich über die unerwartete Antwort der Witwe.

«Ich glaube», fuhr sie fort, «ich brauche Ihnen nicht zu sagen, dass vorgetragene Trauer über den verstorbenen Partner kein Massstab für die Liebe zwischen zwei Menschen ist. Natürlich bin ich sehr traurig darüber, meinen geliebten Mann verloren zu haben. Aber so gern man jemanden hat, so leicht muss man ihn loslassen, wenn er geht. – Ich

danke Ihnen nochmals herzlich.»

Dann ging sie wieder an ihren Platz zurück, wo ihre Verwandten und Freunde sassen. Auch sie meinte es so, wie sie es gesagt hatte. Die Frau des Kapitäns wurde nach dessen Tod nicht zur Greisin. Sie blieb eine heitere, positiv denkende und handelnde Frau, auch wenn sie das plötzliche Alleinsein an den langen Sommerabenden, an Weihnachten und an ihren Hochzeitstagen ebenso hart zu spüren bekam wie andere Menschen auch, deren Lebensgefährten auf einmal nicht mehr da waren.

Doch nicht alle schafften es, ihre Einsamkeit so zu meistern wie die Kapitänsfrau. Als der Winter mit grosser Kälte über die Stadt im Schatten der Schneeberge hereinbrach, bekam Fabian die innere Leere von Vereinsamten körperlich zu spüren. Er lernte depressive Menschen kennen. Frauen und Männer, die sich selbst verloren hatten. Überall traf er sie. Sie schienen ihm geradezu aufzulauern. Es war der Anfang einer grossen Veränderung in seinem jungen Leben.

ABGRÜNDE

In der heiligen Zeit um Weihnachten und Neujahr schlägt die Einsamkeit unbarmherzig zu. Es ist die Zeit, in der die Selbstmordquoten fast so sprunghaft ansteigen wie die Verkaufserträge in den Warenhäusern.

Durch die Nächte der sterbenden Weihnachtsbäume hallen neben Schreien des Entzückens auch solche der Verzweiflung. Aber wer will die Hilferufe von Menschen schon hören, die es nicht mehr schaffen, ihre zur körperlichen Qual gewordene Einsamkeit zu überspielen? Von Menschen, die ziellos in ihrer Wohnung auf und abgehen, hier etwas anfangen, da etwas aufräumen, Berge von Süßigkeiten verschlingen, das Radio oder den Fernseher nonstop laufen lassen und schliesslich nicht mehr anders können, als die Flasche Alkohol, die sie für nie erscheinende Gäste eingekauft haben, zu öffnen und sich dem tröstenden Geist hinzugeben.

Silvesterabend: Fabian war allein. Er putzte sich die Zähne im Bad einer grossen Wohnung, in die er vor Kurzem eingezogen war, weil ihn das winzige Dachzimmer zu sehr eingeengt hatte. Im Hausflur wimmerte schon eine Weile ein Kind. Das Geheul wurde ihm allmählich lästig. Weshalb kümmerte sich niemand um das Kind? Wo waren die Eltern? Was war da überhaupt los? Aus dem Jammern wurde plötzlich ein Schreien. Da war etwas geschehen! Fabian stürzte aus der Wohnung. Er konnte vorerst nicht orten, ob die kläglichen Töne von oben oder von unten kamen. Instinktiv sprang er die Treppe hinunter. Ein Stockwerk tiefer stand die Wohnungstür weit offen. Der Fussboden vor der Tür war nass. Fabian trat über die Schwelle und erschrak: Da lag eine Frau seitlich zusammengekauert auf dem Boden! Der eine Arm war nach hinten geknickt. Blut war keines zu sehen. Neben ihr stand ein Eimer Wasser. Von der obersten Stufe einer Bockleiter tropfte es aus einem schmutzigen Lappen herab.

Fabian kniete sich neben die Frau. Ihre Augen waren halb geschlossen und sahen müde aus. Es roch nach Alkohol.

«Haben Sie Schmerzen?», fragte er und überlegte gleichzeitig, ob er den Notruf wählen sollte. Die Frau bewegte den Mund, aber es kam nichts aus ihm heraus.

Hirnerschütterung? Lähmungen?

Fabian sprach sie mehrmals an und strich ihr dabei über das schütterere Haar. Er schätzte sie über fünfzig. Eine Schönheit war sie nicht.

Plötzlich schrie sie ihn an:

«Hau ab! Fass mich nicht an!»

Fabian zuckte zusammen. Ihr Blick und ihre Worte hatten eingeschlagen wie eine Axt in das wehrlose Stück Holz auf dem Spaltstock. Die Frau schloss die Augen; sie schien einzuschlafen. Fabian fasste sich wieder.

«Sind Sie verletzt?», fragte er.

Sie schrie: «Ich hasse dich, ich hasse alle, ich will niemanden sehen!»

Ihr Blick tat weh. Fabian schwieg. Er legte ihren Kopf auf ein trockenes Kleidungsstück, das er auf einem Stuhl neben der Tür fand. Die Frau fuhr fort, ihn zu beschimpfen, ihn und alle, die sich keinen Dreck um sie kümmern würden, wenn es ihr schlecht ginge.

Fabian wusste nicht recht, wie er sich verhalten sollte: einfach gehen und sie liegen lassen ...?

Sie begann zu heulen.

«Ich kann nicht mehr, ich will nicht mehr!», schluchzte sie und richtete sich mit Mühe auf, dann fiel sie ihm um den Hals. Fabian glaubte, dass sie sich ausweinen wollte. Er konnte ja nicht ahnen, welch gewaltige Wut sich im Laufe der Jahre in ihrem leeren Herz aufgestaut hatte. Und diese Wut entlud sich nun explosionsartig und ohne, dass sich Fabian hätte vorsehen können: Wie ein von der Jagdgier entrücktes Tier wölbte sie sich auf und biss ihn in die Schulter. Der Schmerz durchzuckte ihn wie ein Blitz. Er schrie auf und stieß die Frau von sich. Das machte sie noch wütender. Sie drosch auf ihn ein, denn er war für sie das greifbare Abbild aller, die sie in die Einsamkeit getrieben hatten. Ihre Aggressivität war nackte Notwehr. Fabian bekam es mit der Angst zu tun. Er hatte nur noch eines im Kopf: raus aus dieser Wohnung!

Fabian benötigte alle Kraft, um sich von der Frau loszureissen. Als es ihm endlich gelang und er angewidert die Treppe hinaufging, rief sie ihm nach:

«Ja, hau nur ab, was machst du überhaupt in meiner Wohnung, niemand hat dich gerufen!»

Fabian war froh, der Verrückten entkommen zu sein. Doch kaum war er in seiner

Wohnung angelangt, kamen ihm Bedenken: Und wenn sie sich etwas antut?

Nachdem er die blutende Wunde mit einem Taschentuch notdürftig abgedeckt hatte, stand er wieder vor ihrer Tür. Auf dem Schild las er ihren Namen: *Irma R...* . Die Klingel war mit Isolierband überklebt. Wahrscheinlich hatte die Frau das Gerät, das durch Summen oder Klingeln Gäste ankündigen sollte, zerstört oder demontiert. Erst nach mehrmaligem Klopfen ging das kleine Guckfenster in der Tür auf. Ein fahles Gesicht blickte ihn stumm an. Der Kopf schwankte leicht.

«Kommst du bitte zu mir ins Bett?», flüsterte die Frau müde. Ihre Augen waren halb geschlossen. «Ich brauche jemanden, den ich umarmen kann. Aber missbrauch es bitte nicht.»

Fabian nickte.

Zunächst senkte sich der Türgriff sachte, dann aber hob und senkte er sich mit Getöse mehrmals, bis nach lautem Schlüsselgerassel und Fluchen die Tür aufging. Fabian trat mit gemischten Gefühlen über die Schwelle. Die Frau war nur mit BH und Slip bekleidet; sie ging ihm wankend voraus in das Schlafzimmer. Dort schlüpfte er mit ihr unter die Decke. Er behielt seine Kleider an, obwohl er es gar nicht mochte, mit Alltagskleidern ins Bett zu gehen.

Noch immer im Rausch begann sie von Neuem, ihn zu beschimpfen. Doch schon ein paar beleidigende Worte später beteuerte sie, dass sie ihn sehr möge. «Mmh ... du bist ein süßer Junge», säuselte sie. Ihre Gesichtszüge lösten sich allmählich und nahmen freundlichere Züge an, ihr Atem beruhigte sich, schliesslich schlief sie ein. Fabian wartete eine Weile, dann glitt er behutsam aus dem Bett und schlich davon. Die Tür zum Schlafzimmer machte er geräuschlos hinter sich zu.

Das Blut aus der Wunde an seiner Schulter hatte inzwischen den Weg durch das Hemd gefunden. Fabian suchte nach Papiertaschentüchern oder etwas Ähnlichem und benutzte die Gelegenheit, sich in der Wohnung umzusehen. Ihm fiel auf, dass sämtliche Fenster, auch diejenigen in der Küche, mit farbigen Folien zugeklebt waren. Die Einsame wollte niemandem Einblick in ihre Wohnung gewähren. Sie schien sich von der Welt verabschiedet zu haben. Ihre Wohnung war eine künstliche Oase des Friedens, während für sie draussen wohl der Krieg tobte.

Obwohl überall Kleider, Illustrierte, angefangene Schokoladeriegel und Zigaretten-

päckchen herumlagen, strahlten die Räume etwas Gediegenes aus. An den Wänden hingen Bilder in schweren Rahmen. Es waren keine Zeichnungen, Grafiken und Gemälde, die eine Frohnatur angebracht hätte. Die düstere Vornehmheit der Bilder liess eher auf jemanden schliessen, der nicht leicht und hüpfend durchs Leben ging.

Als Fabian eine mit goldener Löwenkopfklinke versehene Tür auftat und das Licht anmachte, entfuhr ihm ein bewunderndes «Oh ...!». Das Zimmer sah aus wie das Bühnenbild für ein barockes Theaterstück mit roten Fenstervorhängen, deren Tragstangen von goldfarbenen Engeln gehalten wurden. An den Wänden hingen Bilder in verzierten Holzrahmen mit verklärten Motiven von idyllischen Landschaften und Liebespärenchen beim Picknick oder beim Baden. Das Glas in den Verandatüren war mit schwarzer Folie überklebt. Halogenlampen beleuchteten ein Bett mit rotem Überzug und schwarzer Umrandung. Zwei Kronleuchter, an denen viele Glastropfen glitzernd baumelten, verströmten ein warmes Licht auf Hunderte von Büchern, die den Wänden entlang und auf einem antiken Tisch zum Teil meterhoch aufgetürmt waren. Darunter befanden sich viele teure Bildbände, alle in bestem Zustand und, was Fabian sehr verwunderte, ohne ein Stäubchen auf den Hochglanzumschlägen. Die Frau, die hier lebte, musste eine fanatische Büchernärrin und eine von sich selbst verkannte Künstlerin sein, eine depressive Künstlerin, deren Kreativität in Zigarettenrauch und selbstzerstörerischen Gedanken verpuffte. Das Zimmer verriet ausserdem, dass die einsame Frau die Fähigkeit zu lieben nicht verlernt hatte, auch wenn ihre Freunde nur schöne Bücher waren.

Mit dem Gedanken, dass er Irma auf ihre Bibliothek ansprechen wollte, streckte er seine Hand nach dem Lichtschalter aus. Dabei fiel sein Blick auf einen runden Metalltisch neben der Tür. Dort lag ein Buch, das sich von den andern abhob. Es war ein in Leder gebundener kleiner Band, der wie ein Köder ausgelegt auf dem silberglänzenden Tischchen auf ein Opfer wartete. In goldenen Buchstaben stand darauf: *Feen – unsere lieben Gefährten*. Fabian konnte nicht anders; er schlug das Buch auf.

Die alte deutsche Schrift war schwierig zu entziffern, zumal er seine Brille nicht dabei hatte. Es schien davon zu handeln, wie man Feen auf korrekte Weise begegnet. Im hinteren Teil des Büchleins fand er Bleistiftzeichnungen von Feen, die Schmetterlinge

oder Vögel auf den Schultern trugen oder in den Händen hielten. Die Figuren waren realistisch gezeichnet, als ob sie dem Künstler oder der Künstlerin Modell gestanden und es dabei ziemlich lustig gehabt hätten. Die lieblichen Geschöpfe trugen lange, wallende Gewänder und Blumenkränzchen in den Haaren.

Fabian stutzte: Da war plötzlich die Zeichnung einer betörend schönen Fee in Jeans und Shirt ... Er klemmte einen Daumen zwischen die Seiten und sah sich das Buch genauer an. Der abgegriffene Lederumschlag deutete daraufhin, dass es schon ziemlich alt sein musste. Und tatsächlich stand am Fuss der ersten Seite: *Lienhard & Sommerauer, Kempten 1846*. Fabian kehrte auf die Seiten zurück, wo er den Daumen gelassen hatte. Die Fee lächelte ihn frech an.

Ein Knall schreckte ihn auf. Ein Schuss ...?! Er legte, vielmehr warf das Buch auf den Tisch und schloss hastig die Tür. Als er bei der Küche vorbeikam, sah er das Feuer im Ofen und darin das Stück Holz, das von der Hitze geborsten war. Bevor er Irmas seltsame Wohnung verliess, legte er noch ein schweres Buchenscheit in das Feuer. Die angefangene Flasche Cognac auf dem Tisch nahm er vorsorglich mit.

Eigentlich hatte er im Sinn gehabt, die Silvesternacht in der Stadt zu verbringen, Leute zu treffen, vielleicht neue Kontakte zu knüpfen. Aber nach diesem Vorfall beschloss er, daheimzubleiben und von Zeit zu Zeit nach Irma zu sehen. Um etwas Partystimmung einzufangen, hörte er sich das Silvesterprogramm im Radio an.

Als er spät am Abend die Wohnungstür im unteren Geschoss auftrat und an ihr Bett trat, erwachte sie. Sie schrie auf und wollte wissen, was los sei und was er in ihrer Wohnung zu suchen habe. Ihre ängstlichen Augen sprangen nervös hin und her. Er erzählte ihr, was passiert war. Irma konnte sich zunächst nicht daran erinnern, beim Putzen von der Leiter gefallen zu sein, geschweige denn, ihn gebissen zu haben. Als er ihr die Wunde zeigte, die leicht erkennbar von Zähnen stammte, entschuldigte sie sich und klagte, dass sie, die blöde Irma, wieder einmal nicht durchgehalten habe.

«Ich weiss ja, dass ich in meinem Zustand keinen Alkohol trinken darf», schluchzte sie, «aber ich habe den Gedanken nicht mehr ertragen, den Silvesterabend schon wieder allein verbringen zu müssen.»

Sie schnäuzte sich und sagte mit zittriger Stimme:

«Um mich abzulenken, habe ich die Wohnung putzen wollen und dabei eine Flasche

Cognac entdeckt, die ich vor Langem versteckt habe. Ich konnte einfach nicht widerstehen, verstehst du das?»

Fabian verstand sie sehr gut, obwohl er noch nie in einer ähnlichen Situation gewesen war. Ob sie nicht alles kurz und klein geschlagen habe, wollte sie wissen, und ob der Spiegel im Korridor und die Glastür zur Küche noch ganz seien. Fabian bejahte. Nur das Radio lag in viele Einzelteile zerplatzt auf dem Küchenboden.

«Die Polizei – hast du die Polizei gerufen?»

Er schüttelte den Kopf.

«Gutes Kerlchen, sonst hätte man mich wieder einmal aus der Wohnung geschmissen», sagte sie erleichtert. Sie lächelte flüchtig, steckte sich eine Zigarette in den Mund und zündete sie an. Dann erzählte sie von ihren Krisen an einsamen Feiertagen und von ihrer Angst, als Ausländerin ausgewiesen zu werden, wenn sie unangenehm auffiel. Irma umarmte ihn. Sie suchte Zärtlichkeit und Geborgenheit. Aber Fabian blieb wachsam; er wollte nicht noch einmal gebissen werden.

Auf einmal fiel ihr ein, dass sie zu ihrer Freundin gehen und dort übernachten könnte. Fabian half ihr die Telefonnummer suchen, die angeblich auf einem Zettel aufgeschrieben war und irgendwo herumliegen müsse. Seit sie Depressionen habe, könne sie sich keine Zahlen mehr merken. Selbst ihren Jahrgang wisse sie nicht auswendig, aber das sei ganz gut so.

Nach langem Suchen fanden sie unter einem Haufen Zeitungen und Frauenzeitschriften ein Klopapier, auf das eine Nummer gekritzelt war. Fabian blickte sie fragend an.

«Ich ... äh ... habe in der Toilette ein zweites Telefon; ich fühle mich sicherer, wenn ich auch von dort aus jemanden erreichen kann.»

Während Irma anrief, landeten mehrere Zigarettenstummel neben dem überquellenden Aschenbecher auf dem Parkettboden. Wird mal ein Fall für die Feuerwehr, dachte er. Sie schien endlos zu telefonieren. In der Zwischenzeit sammelte Fabian die ausgesogenen Zigarettenkippen ein und liess die Kaffeemaschine aufheulen.

«Ihr kann ich alles erzählen, wir kennen uns seit Jahren», schluchzte sie, nachdem sie endlich aufgelegt hatte. «Helga hat schon viel Unangenehmes mit mir erlebt, sie versteht mich – trotz allem. Leider ist sie für heute Abend schon ausgebucht. Ihre

Wohnung sei bereits mit Gästen gefüllt, die sie längst nicht alle unterbringen könne.»

Sie schlürfte etwas Kaffee und fragte zögernd:

«Ich möchte nicht allein sein, wenn die Uhr zwölf schlägt – bleibst du noch ein wenig?»

So kam es, dass Fabian die Silvesternacht mit einer Frau verbrachte, für die das Leben nichts anderes bedeutete, als ein qualvolles Warten auf das erlösende Ende. Sie habe bisher nicht den Mut aufgebracht, sich umzubringen. «Vielleicht helfen die etwas nach», sagte sie spöttisch mit einem Blick auf die Zigarette in der Hand. Dabei lachte sie das erste und einzige Mal in dieser Nacht. Wie sollte sie auch herzlich lachen können? Sie hielt das Leben für sinnlos und zufällig.

«Schau in die Glotzel!», sagte sie vorwurfsvoll, als er sie auf das Leben ansprach. «Na, was bekommst du dort zu sehen? Nichts als Mörder, Terroristen, machtgierige Politiker und andere Idioten in irgendwelchen Serien, wo die Zuschauerlacher eingeblendet werden müssen, damit es lustig ist!»

Fabian sah das Leben ganz anders. Er sah erst einmal das Gute im Menschen, sie zuerst das Schlechte. Irma betrachtete den Tod als das unwiderrufliche Ende, für Fabian war er ein Szenenwechsel. Er glaubte an eine schöpferische kosmische Kraft, sie an den Teufel.

Als er sie kurz vor Mitternacht beiläufig fragte, was es mit dem Bücherzimmer auf sich habe, starrte sie ihn an:

«Du warst bei den Büchern?!»

Ihr Kopf begann blutrot zu leuchten.

«Was fällt dir ein?!», schrie sie ihn an. «Bücher sind das Einzige, was ich liebe. Dieser Raum ist mir heilig. Niemand hat dort etwas zu suchen!»

Sie sprang auf und riss wild an seinem Hemd herum.

«Verschwinde! Mach, dass du aus meiner Wohnung kommst! Ich will dich nicht mehr sehen – hinaus!»

Fabian verliess irritiert die zugeklebte Welt Irmas. Die Tür knallte hinter ihm zu.

In seiner Wohnung war es kalt. Auch im Bett wurde ihm nicht wärmer. Etwas ging in ihm vor.

Tags darauf erhielt er einen Anruf von Marianne, einer verstörten jungen Frau, die er im Spanischkurs kennengelernt hatte. Sie fragte, ob sie zu ihm kommen dürfe, sie

ertrage das Alleinsein nicht mehr. Und obwohl Fabian spürte, dass er bereits mit den Viren einer Depression infiziert war, lehnte er nicht ab. Marianne blieb zwei bleischwere Wochen bei ihm, und die Freunde, die sie hin und wieder mitbrachte, kamen auch nicht leichter daher. Die Gesprächsthemen kreisten fast ausschliesslich um die Nachrichten über Terroranschläge, Katastrophen und Kriege an allen Ecken und Enden der Welt.

Die Krankheit breitete sich in seinem Körper schnell und verzehrend aus. Wie eine Wasserhyazinthe überwucherte sie den Teich, der bisher Quelle seiner Lebensfreude gewesen war. Fabian verlor den Glauben an das Schöne und Gute und auch daran, dass hinter allem Sein ein Plan stecke, eine nach Entwicklung und Vollendung strebende Idee, die er als Kind vor dem Einschlafen oft vorzustellen versuchte, bis ihm schwindlig wurde und er befürchtete, in den wirbelnden Sog hineingezogen zu werden. Nicht, dass er als Kind die Welt als Paradies erlebt hätte. Da geschahen zu viele Ungerechtigkeiten um ihn herum. Aber er liess sich von ihnen nicht unterkriegen. Ein innerer Lotse begleitete ihn durch die Stürme der Jugendzeit. Er war damals sicher, dass er sich nicht zu sorgen brauchte, dass seine Träume auch ohne krampfhaften Ehrgeiz in Erfüllung gehen würden. Er ahnte es nicht nur, er wusste es einfach; es war in ihm, wie die Selbstverständlichkeit zu atmen. Auf diese Weise war er mühelos vorwärtsgekommen auf dem schmalen Pfad, der in Hermann Hesses Morgenland führen sollte. Nun aber funktionierte sein innerer Kompass nicht mehr. Er steuerte geradewegs auf einen Orkan zu. Fabian, der bisher nie geraucht hatte, kam auf den Geschmack von brennenden Tabakblättern. Und oft war den braunen Innereien eines Glimmstängels auch etwas «Grünfutter» beigemischt.

Erstmals schüttelten ihn Depressionen durch. Die schützende Zuckerwatte der Jugend flog nach allen Seiten davon. Panische Angst packte ihn wie eine Windbö, warf ihn zu Boden, liess ihn liegen, zog davon und kehrte unangemeldet wieder zurück. Fabian war diesen Stürmen ausgesetzt wie ein Floss den Wellen eines tobenden Meeres. Einmal war er ganz oben, fühlte sich stark und sicher, sah klar voraus seinen Kurs, dann war er jäh wieder ganz unten im Wellental, sah Wände um sich herum und graue Nebelschwaden, die ihm alle Sicht auf das gesuchte Land verhüllten. Und jedes Mal, wenn er unter Wasser geriet und er sich mit Händen und Füssen an die Oberfläche

kämpfen wollte, zupfte etwas an seinen Beinen und zog ihn wieder hinunter: dunkle Gestalten, entfesselte Urängste und deren Söhne und Töchter, die wie Haie um ihr Opfer kreisten. Das Schiff war ihm gänzlich aus dem Ruder gelaufen.

Einmal, als er auf einem schmalen Berggrat hoch über dem See nach Ablenkung suchte, tiefblauer Himmel über ihm, die Sonne im Gesicht, eigentlich zufrieden mit sich und der Welt, überfielen ihn grauenvolle Schattenwesen. Von allen Seiten schossen sie Pfeile auf ihn ab, deren Spitzen mit Ängsten aller Art vergiftet waren. In seinem Schmerz blieb er an einem fast senkrechten Abhang stehen, der Hunderte von Metern hinunterreichte und in einer Geröllhalde auslief. Da wäre es einfach gewesen, sich fallen zu lassen, wie es Menschen tun, deren Widerstandskraft von der monate- oder jahrelangen Belagerung dunkler Mächte gebrochen ist. Er sah schon seinen Körper schweben, ausgebreitet wie ein Adler im Gleitflug, leicht und wonnig in die Leere eintauchen, wie er es schon oft in seinen Träumen getan hatte. Doch etwas Helles, Zärtliches hielt ihn zurück.

Er wandte sich ab und ging eilends davon, den Berg hinunter, um in der Menge von Touristen unterzutauchen, hoffend, im Strassenlärm Ruhe vor seinen unsichtbaren Häschern zu finden. Aber sie blieben ihm beharrlich auf den Fersen. Sie hatten Blut gerochen und wollten nicht auf ihre Mahlzeit verzichten.

In solche Kämpfe verwickelt, ging das Leben an ihm vorbei. Er war nicht tot und nicht lebendig – ein ruheloser Geist. Im Rummel fand er Frieden; die Stille zermürbte ihn.

Doch ab und zu trat etwas an ihn heran, das ihn aus seiner Lethargie herausheben wollte, ein Hinweis, ein Lichtstrahl, der durch die Wolkendecke hindurch den Weg zu ihm fand, wie dies: Da lag er eines Nachmittags bewegungsunfähig im Bett. Es war still im Zimmer, zu still für diese Tageszeit. Kaum zu ertragende Schmerzen im Rücken hatten aus ihm einen steinalten Mann gemacht. Ohne Hilfe konnte er weder stehen noch gehen. Er war am Vortag vom rutschigen Scheuerbalken an der äusseren Bordwand des Schiffs in das kalte Wasser gefallen, als er versuchte, ein Ruderboot heranzuziehen, in dem zwei verschüchterte Mädchen sassen. Die beiden hatten sich zu weit auf den See hinausgewagt und dann, als Wind aufkam und die Wellen beängstigende Schaumkronen aufsetzten, in Panik die Ruder verloren und um Hilfe gerufen.

Bis Fabian wieder trockene Kleider am Leib hatte, war seine körperliche Schwachstelle, der Ischiasnerv, bereits angegriffen. Nun lag er regungslos im Bett. Jede Viertelstunde hörte er von Weitem die monotonen Schläge der Kirchenglocken. Im Hof spielten und johlten Kinder, nichts ahnend, dass ihnen jemand wehmütig zuhörte. Dort draussen war das Leben, war Freude und Übermut. Und er? Er klebte an der Matratze wie eine Fliege im Honig.

Eigentlich machte er sich deswegen keine Sorgen. Irgendwie geht es schon weiter, dachte er; der Schmerz würde einmal nachlassen, und dann ginge er etwas Feines essen. In der Zwischenzeit hätte er gerne mit jemandem geplaudert und dazu einen Kaffee getrunken. Aber von seinen Schiffskollegen wusste nur einer, wo er wohnte, und der hatte keine Ahnung, dass Fabian steif wie ein Brett im Bett lag.

Aus Langeweile, denn Lesen war nicht möglich, zwängte er unter Schmerzen seinen Kopf zwischen die Kopfhörer. Er hörte sich Musik an, die Lea und ihn auf ihren Reisen begleitet hatten – Musik, die sie zusammen ausgesucht hatten und die seine damaligen Gefühle wiedergab. Fabian kniff die Augen ein wenig zu. Er dachte an nichts Besonderes ...

Plötzlich tat sich über ihm ein Fenster zu einer andern Dimension auf: Aus der grauen Betondecke kam eine Hand herab, eine in warmes Licht getauchte Hand! Sie war kräftig, nicht die eines zarten Engels. Sie näherte sich ihm langsam, bis schliesslich ein stark behaarter Arm aus dem Lichtnebel ragte! Da wollte ihm offensichtlich jemand die Hand reichen und beim Aufstehen helfen ... So jedenfalls empfand Fabian diese Geste. Er zögerte keine Sekunde, schmiss die Bettdecke zurück, löste seine Beine von der feuchtwarmen Unterlage, stellte sie auf den Boden und stand auf. Einfach so, obwohl er noch Minuten zuvor bei zwei Versuchen aufzustehen, wie von einem elektrischen Schlag getroffen zu Boden gegangen war. Und nun diese blitzartige Besserung!

Fabian konnte mühelos aufrecht stehen und sich bewegen, wenngleich die schmerzvollen Schläge nicht vergessen waren und er deshalb die ersten Schritte noch zaghaft machte. Er ergriff das Handy, wählte die Nummer des Werftchefs und meldete sich gesund. Danach zog er sich an, ging aus dem Haus, setzte sich auf das Fahrrad und fuhr in die Stadt. Dort kaufte er wärmende Unterwäsche, in die er schlüpfte, bevor er sich seinen Wunsch nach einem exklusiven Diner erfüllte. Tags darauf war er wieder

auf Deck.

Noch lange sah Fabian auf dem inneren Bildschirm den männlichen, von Licht umgebenen Arm so deutlich, wie man jemanden sieht, der am selben Tisch sitzt. Und doch verflüchtigte sich das Bild, wie es auch das teuerste Parfüm tut. Die Aufhellung seines Gemüts, die der Eingriff aus der andern Welt bezwecken sollte, hielt den dunklen Mächten nicht lange stand. Schliesslich erlosch das Tempellicht in ihm. Er war ein in Bernstein eingeschlossenes Insekt geworden: äusserlich unversehrt, innerlich tot. In dieser trostlosen Lage hatte er eines Nachts einen Traum: Eine weibliche Stimme rief ihn mehrmals aus unermesslicher Tiefe. Zögernd folgte er dem lockenden Ruf. Vor ihm erschien eine Treppe, die in ein finsternes Loch führte. Mit einer Fackel in der Hand stieg er langsam hinab, tauchte hinein in den schwarzen Rachen. Die Treppe wand sich scheinbar endlos nach unten. Es war ihm, als wandle er durch die Eingeweide einer Schlange. Und immer wieder hörte er seinen Namen rufen.

Plötzlich stand er vor einem hölzernen Bogentor. Da tat sich das Portal leicht und geräuschlos auf. Dahinter wurde es hell, und schon stand er auf einer grünen, mit Löwenzahn gelb getupften Wiese. Schmetterlinge schwirrten umher, Vögel zwitscherten, in der Nähe rauschte ein Bach. Es war Sommer, ein leichter Wind liess Gräser, Blumen und Sträucher schaukeln. Aus der Ferne bewegte sich anmutig eine Frau auf ihn zu, näher und näher, so nahe, dass er ihre Haut und die Haare riechen konnte, und noch näher, bis die Femina eins wurde mit ihm. In diesem Moment explodierte die formlose Gestalt wie ein Stern im Kosmos, zersprang in Milliarden von leuchtenden Teilchen, jedes Einzelne durch das All sausend, durch das Sein, durch das, was ist und immer sein wird. Und überall war Liebe, Lachen, Leben.

Dann verlangsamten sich die rasenden Teilchen, hielten an und flogen mit zunehmender Geschwindigkeit zurück auf den gemeinsamen Punkt auf der Wiese ...

Fabian erwachte. Aus dem Radio sang die gute alte Kate Bush:

«... don't give up
'cause you have friends
don't give up
you're not beaten yet
don't give up
'cause somewhere there's a place
where we belong ...» *

Dieser Traum spendete ihm wieder für ein paar Tage Lebenskraft. Fabian glaubte schon, dass alles vorüber sei, dass es mit ihm wieder aufwärtsginge. Doch da kamen die schlimmsten Tage und Nächte seines Lebens: Aus dem Nichts überfielen ihn Horrortrips, denen er machtlos ausgeliefert war. Fabian hastete im Zimmer auf und ab. Flucht war aussichtslos, denn es gab keinen Ort mehr, wohin er hätte fliehen können. Es existierte kein Raum mehr, nur noch eine weisse Leere ohne Anfang und Ende. Fabian fühlte sich wie ein zweidimensionales Flächenwesen, gefangen in Länge und Breite, unfähig sich aufzurichten. Alles war hoffnungslos, sinnlos. Leben und Tod waren bedeutungslos, waren ein und derselbe Humbug.

Wenn die Wahrheit so fad ist, dann ist es besser, wenn sich sämtliche Sterne ausknipsen., kritzelte er in sein Tagebuch. Fabian fieberte; er zitterte am ganzen Körper. Seine Gedanken drehten sich wild im Kreis, verrückten aus den gewohnten Bahnen. Unfähig, die Flut von Eindrücken und Informationen einzudämmen, rannte er panisch durch die Wohnung, riss die Fenster auf, um nach Luft zu schnappen, ohne jedoch eine Besserung seines Zustands zu verspüren. Es gelang ihm nicht mehr, den immer schneller ablaufenden Film vor seinem inneren Auge anzuhalten; er ertrank in einem Tsunami von Gedanken.

In diesem Moment, in dem er gefährlich nahe an die Schwelle herankam, wo für viele nur noch die kompromisslose Flucht blieb – der Tod oder die Preisgabe des Verstands –, vernahm er eine Stimme, die ihm zuflüsterte, dass es nichts bringen würde, sich etwas anzutun, denn er würde alle Ängste und Gefühle mitnehmen. Instinktiv griff er zum Telefon, wählte wie in Trance die Nummer des Kollegen, der ihm am nächsten stand, und flehte den Schlaftrunkenen an, so schnell wie möglich, nein sofort, zu ihm zu kommen, bevor es zu spät sei. Es war morgens um halb zwei ...

* Gib nicht auf, denn du hast Freunde, gib nicht auf, denn du bist noch nicht geschlagen, gib nicht auf, denn irgendwo ist ein Ort, wo wir hingehören.

Tom war tatsächlich zehn Minuten später bei ihm. Fabian hatte sich inzwischen leicht beruhigt. Schon die Gewissheit, dass er nicht mehr allein war, brachte ihm Erleichterung. Tom erkannte zwar, dass da etwas nicht stimmte, aber er dachte, Fabian habe zu viel Gras geraucht und eine Fahrt auf der psychedelischen Geisterbahn hinter sich. Er war kein Seelendoktor. Er hatte genug mit sich selbst und seiner Ehe zu tun, die schon seit Jahren Zerfallserscheinungen zeigte.

Fabian hatte Tom nie erzählt, dass er unter Depressionen litt. Er tat es auch an jenem Abend nicht. Nie und nimmer hätte er jemandem verraten, dass er beinahe übergeschnappt wäre. Er hätte sich selbst zugestehen müssen, dass er, der immer gemeint hatte, alles im Griff zu haben und über allen Schwierigkeiten zu schweben, gescheitert war. Fabian war ein guter Schauspieler; kein Mensch merkte ihm an, dass er Tag und Nacht Schreckliches durchstand.

Wenn er nicht arbeitete, versteckte er sich tagsüber in seiner Wohnung. Das Handy hatte er ausgeschaltet. Nachts schlich er stundenlang wie ein einsamer Wolf durch die Strassen der Stadt und hoffte, jemanden zu treffen, der ihn aus dem Irrenhaus in seinem Kopf befreien würde. Er schaffte es aber nicht, neue Kontakte zu knüpfen, weil er Angst davor hatte, zurückgewiesen zu werden. Sehnsüchtig spähte er in die hell beleuchteten Wohnungen oder Kneipen, wo Menschen zusammensassen, miteinander schwatzten, einander anblickten und geheime Liebesbotschaften austauschten. Fabian war auf dem besten Weg dazu, sich wie Irma einzumotten und die Welt um ihn herum zuzukleben.

Nur selten brachte er seine galoppierenden Gedanken dazu, ein wenig auszuruhen. Und in einer solchen Verschnaufpause vernahm er eines Morgens die Worte:

«Komm in die Berge – jetzt!»

Fabian hatte gerade zwei Tage frei. Er packte den stets griffbereiten Rucksack, stopfte ein ganzes Brot, Käse, Schokolade und wie üblich die Kamera hinein und fuhr mit dem Rad zum Bahnhof. Dort bestieg er den Zug, der ihn aus dem strengen Norden an die mediterran anmutenden Hänge der Alpensüdseite brachte. Und damit begann ein ganz besonderes Abenteuer.

DIE BEGEGNUNG

Die klare Höhenluft tat ihm gut. Er war einem grossen, langsam atmenden Gletscher entlang gewandert und zu einer Hochalm aufgestiegen, war wieder ins Tal hinab geeilt und den jahrhundertealten Wässerungsleitungen, den sogenannten Suonen, gefolgt. Planlos irrte er einen Berg hinauf, kroch oftmals auf allen vieren unter Baumleichen hindurch, überquerte einmal unwegsame zerklüftete Geröllhalden, dann wieder sanfte Weiden. Und nun lehnte er mit geschlossenen Augen an die Wurzel eines umgestürzten Baumes, der von der Sonne gebleicht dem Skelett eines Sauriers glich. Das Gesicht gab er den heilenden Sonnenstrahlen hin und sog die nach dürrer Holz riechende Luft ein. Er hatte sich in «verbotenes Land» vorgewagt, war in wildestes, von Menschen kaum berührtes Gebiet eingedrungen, wo es zum Wandern und Klettern viel zu gefährlich war, an einen Ort fernab gekennzeichneter Routen. Diese raue, einsame Wildnis hoch über dem Rauschen eines Wildbachs, wo nur noch wenige Bäume den Mut hatten, ihre Wurzeln durch den steinigen Boden zu treiben, war ein winziger Lebensraum, eine kleine Insel für Gämsen und andere bedrängte Tiere. Fabian hatte solche Reservate stets als «verbotenes Land» betrachtet und diese bisher respektvoll umgangen. Aber diesmal hatten ihn Ängste und wirre Gedanken derart durch das Gebirge gehetzt, dass er ungewollt hineingeraten war.

«Verdammt!», stiess er entnervt aus. «Was mache ich eigentlich hier?»

Etwas hatte ihn in die Berge gelockt. Nun war er da, und nichts und niemand zeigte ihm, wohin er gehen oder wonach er suchen sollte. Es hatte ihn auch keine innere Stimme gewarnt, dass er sich in eine missliche Lage bringen werde, als er eine instabile Felswand hinabstieg. Dabei war er einige Meter abgerutscht und hatte sich an einer messerscharfen Felskante Jeans, Hemd und an Armen und Beinen die Haut aufgerissen.

Das kümmerte ihn vorerst nicht, denn ein Blick nach oben liess ihn erkennen, dass er ein grösseres Problem hatte: Die Wand hinaufzuklettern, war ohne spezielle Ausrüstung nicht möglich. Das brüchige Gestein hätte selbst einem nackten Kinderfuss nicht standgehalten. Zu seiner Linken lag eine abfallende rutschige

Abrissfurche, die aus kleinem Kalkgeröll bestand, rechts und hinter ihm ging es fast senkrecht hinunter. Er war leichtfertig in eine Bergfalle getappt.

Plötzliches Krächzen schreckte ihn auf. Im Wipfel einer alten Eiche, die nicht weit von ihm über einen Felsvorsprung ragte, raschelte und flatterte es. Alpendohlen hatten sich zu einem lebhaften Schwatz zusammengefunden, zu einer Tafelrunde schwarzer Ritter. Fabian kam es vor, als würden sie über sein unrechtmässiges Eindringen in ihr Land beraten und einen Schuldspruch fällen.

Auf einmal rauschte es heftig; die Dohlen stoben wild kreischend auseinander. Ein rotbrauner Vogel, nicht grösser als die schwarzen Flugritter, landete auf einem Ast der Eiche. Der Falke schien Fabian zu beobachten. Könnte Pius sein, kam ihm überraschend der Gedanke, aber Falken sehen von Weitem alle gleich aus.

Er versuchte, etwas Ordnung in den Kopf zu bringen. Zu diesem Zweck fixierte er einen bestimmten Punkt: Weit hinten im Tal, hoch über den letzten Weiden, ragte ein Berggipfel wie eine schneebedeckte Burg in den blauen Himmel. Fabian betrachtete den seltsam geformten Berg eindringlich. Er konnte seinen Blick nicht von der eigenartigen Struktur des Berges abwenden, dessen Konturen auf einmal unscharf wurden. In den seitlich sonnenbeschienenen Furchen und Zacken erkannte er ein Gesicht: das Gesicht einer Sphinx mit halb geschlossenen Augen, kühl und erhaben hinabblickend. Es trug die Charakterzüge eines Wesens, das Klarheit besass und wusste, worum es im Leben ging.

War da nicht etwas Spöttisches im Antlitz der Sphinx? Lächelte sie etwa darüber, dass er wegen ein paar Unebenheiten in seinem Leben gleich allem Sein den Sinn absprach und dass ihm die Werte, nach denen er zu leben versuchte, auf einmal null und nichtig schienen? Wie sollte sein Glaube an eine universelle Kraft ein Steinchen versetzen können, wenn ihn ein zufällig angewehtes Sandkorn umwarf? Und weshalb hatten die sonst so vertrauten, meist banalen Gedanken plötzlich ein Eigenleben entwickelt und waren zu Bestien geworden?, fragte er sich.

Fabian hatte Mühe, sich zu entspannen und sich während einer gewissen Zeit auf etwas Bestimmtes zu konzentrieren. Noch vor wenigen Monaten konnte er eine Stunde und länger regungslos sitzen und seine Gedanken sezieren. Damals hätte er sich nie vorstellen können, dass die menschliche Psyche derart zerbrechlich ist, und schon gar

nicht die Seine.

Es war kühler geworden. Fabian fiel ein, dass er nicht dafür ausgerüstet war, die Nacht auf etwa 1500 Metern über Meer unter freiem Himmel zu verbringen. Er stand auf und blickte zur Eiche. Der Ast, auf dem sich der Raubvogel ausgeruht hatte, schwang einsam auf und ab.

Fabian überprüfte seine Situation. Es gab nur eine Möglichkeit, aus dieser ungemütlichen Lage herauszukommen, nur ein einziger Weg führte zurück auf stabiles Gelände: derjenige über die steile Geröllrinne. Sollte er dabei den Halt verlieren, würde er hilflos ins Tal hinabstürzen.

Er band sich die Schuhe enger, packte den Rucksack und wollte ihn sich gerade umhängen, als er eine Art Zischen vernahm. Er sah sich um. Am rechten Ende der Felsenbarriere, vielleicht zwanzig Meter von ihm entfernt, sah er eine Frauengestalt. Einen Lidschlag später war die Erscheinung verschwunden!

Fabian wusste nicht, was er davon halten sollte. Das Erlebnis mit dem Arm aus dem Nichts kam ihm in den Sinn. Doch es war nicht der geeignete Zeitpunkt, um länger darüber nachzudenken, denn der Nachmittag war schon weit vorgerückt. Wenn er nicht eine ungemütliche Nacht verbringen wollte, musste er endlich handeln.

Die abschüssige Rinne sah von Nahem noch unüberwindlicher aus, obwohl sie nur etwa vier bis fünf Meter breit war. Als Fabian einen handgrossen Stein auf die Geröllrutsche warf, um zu sehen, wie sich der Boden verhielt, lief es ihm kalt über den Rücken: Die Rinne reagierte wie ein Förderband, das auf Knopfdruck eingeschaltet wurde. Ein aus kleinsten Kalkbrocken gewobener Teppich glitt rieselnd den Abhang hinunter und ergoss sich ins Tal. Fabian blickte noch einmal zu der Stelle hinüber, wo er die Frau gesehen hatte, doch dort waren nur nackte Felsen.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als die gefährliche Passage zu nehmen. Ihm wurde mulmig in der Magengrube, denn nun ging es um alles, um sein Leben. Er öffnete den Rucksack, nahm die Kamera heraus, umwickelte sie mehrmals mit der Regenjacke und packte sie wieder ein. Dann verschloss er den Sack und schmiss ihn auf die andere Seite der Schneise, wo er dumpf aufschlagend im schrundigen Gestein liegen blieb.

«Jetzt oder nie!», sprach er sich Mut zu. Zunächst krallten sich seine Hände an zwei aus dem Boden ragenden Steinspitzen fest, dann suchte er mit dem einen Fuss eine kantige

Stelle, wo er ihn aufsetzen konnte. Doch wo er auch hintrat, er rutschte ab. Mit dem schweren Bergschuh formte er einen Tritt in den Kalkboden und versuchte es wieder. Es klappte; der linke Fuss war gesichert. Nun zog er das andere Bein nach und schlug eine weitere Stufe in das weiche Gestein. Als auch der andere Fuss einigermaßen abgestützt war, riskierte er einen Blick über die Schulter, sah den nahen Rand des Abgrunds und weit, weit unten die gegen ihn gerichteten Speere eines Fichtenwaldes. Ihm war seltsam zumute. Noch Tage zuvor wäre es leicht für ihn gewesen, hinabzuschweben und irgendwo aufzuschlagen, und nun hatte er plötzlich Angst davor. Fabians Herz schlug an die Brust wie ein Eingeschlossener an die Wände des sinkenden Schiffs. Er atmete einige Male tief durch, dann wagte er den nächsten Schritt. Doch gerade in dem Moment, als er den einen Fuss in der Luft hatte, gab die Stufe nach, auf die er sein ganzes Gewicht gesetzt hatte. Das todbringende Förderband setzte sich in Bewegung! Fabian verlor den Halt. Wie auf einem eingeseiften Brett schlitterte er dem Abgrund zu, vergeblich versuchend, sich an allem festzuhalten, was ihm unter die Hände und Füße geriet. Den Tod vor Augen spannte sich sein Körper wie eine Feder, kurz bevor sie zerriss, und diese ungeheure Spannung entlud sich in einem verzweifelten Schrei und einem Sprung an das rettende Ufer, wo es Fabian im letzten Augenblick gelang, ein junges Bäumchen zu packen, dessen Wurzeln fest im Boden verankert waren. Durch das plötzliche Abbremsen wirbelte es ihn heftig herum, und er prallte rücklings auf den harten Boden. Halb von Sinnen und nach Luft ringend blieb er zunächst regungslos liegen, während neben ihm, wie aus Säcken geleert, losgelöster Schutt und Steine hinabstürzten. Aus Furcht, der ganze Schuttkegel könnte abrutschen, raffte er sich auf, holte den Rucksack und kletterte auf allen vieren den Hang hinauf, bis er eine Felsplatte erreichte. Fabian war glücklich, auch wenn er wusste, dass er noch einen Weg aus dem Trümmerfeld und zur Alm finden musste, von wo er traumwandelnd hinabgestiegen war.

Da fühlte er plötzlich auf sich gerichtete Augen. Als er aufsah und sich umblickte, entdeckte er einige Meter hinter ihm eine Frau in einem grauen, den Felsen farblich angepassten Kleid. Ihre hüftlangen Haare tanzten leicht im Wind. Es war dieselbe Frau, die er schon vor dem gefährlichen Überqueren der Schneise gesehen hatte. Aber diesmal kam ihm das bildhübsche Gesicht bekannt vor. Die junge Frau drehte sich um,

als wollte sie sich entfernen. Fragend blickte sie zurück – eine Aufforderung, ihr zu folgen?

Fabian stellte sich auf die schlotternden Beine. Er hängte sich den Rucksack um und folgte der Unbekannten. Mit ihrem geschmeidigen Gang Schritt zu halten, machte ihm Mühe, zumal der Rücken schmerzte. Zwischen Tannen und mächtigen Felsbrocken hindurchschlüpfend hielt sie geradewegs auf die Felswand zu, die sich wie eine riesige Brandungswelle vor ihnen aufbäumte. Kurz vor der unüberwindbaren Wand blieb sie stehen und warf ihm einen Blick zu. Neben ihr lehnte sich eine alte Fichte müde an den Felsen. Hinter ihren Ästen – auch aus kurzer Distanz kaum zu entdecken – war ein Höhleneingang, worin die Frau wortlos verschwand. Zögernd folgte ihr Fabian und stieß bald auf eine Treppe, die in einen schwarzen Tunnel hinabführte. – Hatte er diese Szene nicht erst kürzlich geträumt? – Schon nach einigen Stufen wurde es so finster, dass er seine Füße nicht mehr sah. Er musste sich seinen Weg Wände abtastend suchen.

Die Treppenstufen waren ungleich aus dem Fels gehauen. Fabian wog bei jedem Schritt ab, ob der Fuss genug Auftrittfläche fand, bevor er an den nächsten denken konnte. Und trotzdem passierte es: Er machte einen Fehltritt und stürzte ins Leere! Ehe er sich die schrecklichsten Vorstellungen machen konnte, was nun folgen würde, landete er wie eine Daunenfeder sanft auf weichem, feinsandigem Boden. Überrascht von der weichen Landung suchte er im Dunkeln nach etwas Greifbarem ... und zuckte zusammen: Da war eine warme fleischige Hand! Es war nicht die Hand eines Gespenstes; es war diejenige der jungen Frau. Sie zog ihn so locker hoch, als wäre er eine Puppe.

Er bedankte sich nur kurz, denn er spürte, dass sich die Hand davonmachen wollte. Innerhalb kurzer Zeit hatte ihn schon das zweite Mal eine mysteriöse Hand aus einer misslichen Lage befreit. Weshalb also zögern? Ihr nach, bevor sie weg ist, dachte er.

Das zauberhafte und zugleich unheimliche Wesen führte ihn durch einen unterirdischen Gang, der breit genug war, um nebeneinander zu gehen. Gelegentlich spürte Fabian einen Luftzug, sonst war nichts zu sehen und zu hören. Dunkelheit und Stille waren beklemmend, aber der Duft der nach Heu riechenden Haare der Frau übte eine beruhigende Wirkung auf ihn aus. Was so gut duftet, kann nichts Schlechtes sein,

dachte er. Und trotzdem, etwas seltsam kam ihm die Sache gleichwohl vor. Er erinnerte sich an Charles-Ferdinand Ramuz' literarisch verpackten Bergsturz auf die Alm «Derborence», bei dem Menschen und Vieh begraben wurden. Doch einer der Hirten überlebte und konnte sich nach Tagen aus dem Schutt befreien. Als er plötzlich im Dorf auftauchte, wurde er als einer behandelt, der eigentlich zu den Toten gehörte und nicht mehr zu den Lebenden. – Ob sie etwa auch ...?

Von irgendwo drang Licht in den Gang. Das Schattenspiel von Treppenstufen kündigte das Ende des Tunnels an. Die Frau liess ihn nun vorausgehen.

Noch bevor der Wind durch Fabians Haare fuhr, sah er über sich das dichte Geäst einer mächtigen Tanne, die wie ein Tipi den Grottenausgang vor Unwettern und vielleicht auch vor ungebetenen Gästen schützte. Durch die Äste hindurch erkannte Fabian, dass die Sonne nur noch knapp über dem gegenüberliegenden Bergkamm stand. Fast gleichzeitig stellte er erleichtert fest, dass es von dieser Stelle aus ein Leichtes war, den Rückweg zu finden.

Fabian wollte sich bei seiner hübschen Bergführerin bedanken und sie fragen, was sie hier mache und woher sie komme. Als er sich zu ihr umblickte, fiel es ihm blitzartig ein: Sie sah genauso aus wie die Fee aus dem Buch, das er in Irmas Bücherzimmer entdeckt hatte! Sie lächelte ihn an und verschwand im Tunnel. Fabian folgte ihr, doch schon nach ein paar Treppenstufen wurde es so dunkel, dass er nichts mehr erkennen konnte. Er rief mehrmals in den finsternen Gang, erhielt jedoch keine Antwort.

Fabian kehrte enttäuscht zum Ausgang zurück. Inzwischen war die Sonne hinter dem Bergkamm verschwunden. Er wusste, dass er sich beeilen musste, wenn er zur Bahnstation gelangen und den letzten Zug erreichen wollte.

Auf dem Weg ins Tal war er in eigenartiger Verfassung. Die «Begegnung der dritten Art» hatte ihn zwar verwirrt, andererseits in eine Stimmung versetzt, die ihn eher schweben als gehen liess. Seine Gedanken kreisten nur noch um dieses Erlebnis. Der Schock des knappen Absturzes und die unerwartete Hilfe eines «Engels» hatten die schweren Gedanken hinweggetragen. Seine Batterien waren wieder aufgeladen.

DIE KRISTALLHÖHLE

Fabian brachte den Winter mehr schlecht als recht hinter sich. Er hatte nur ein Ziel vor Augen, nur eine Sehnsucht: Er wollte die Geheimnisvolle wiedersehen, wollte um jeden Preis erfahren, wer sie war.

Ein erneuter Wohnungswechsel brachte ihn zeitweilig auf andere Gedanken. Die frühere Gastfamilie, die ihm einen Sommer lang eine winzige Dachwohnung vermietet hatte, bot ihm in ihrem Haus die frei gewordene Zweizimmerwohnung an. Fabian überlegte nicht lange, denn etwas Besseres hätte er kaum gefunden. Die Leute waren ihm sympathisch und er ihnen offenbar auch, denn sie vertrauten ihm den Hausschlüssel an, als sie Urlaub machten. Und Sarah, der Wirbelwind, schaffte es vereinzelt, ihn aus seiner Schwermut herauszureissen.

In diesem Winter ging er nicht an die Universität. Er hatte weder Lust auf viele Leute noch wäre er fähig gewesen zu lernen. Seine Konzentrationsfähigkeit genügte gerade mal für manuelle Hilfsarbeiten. Er bot seine Arbeitskraft der Schiffsgesellschaft an, die froh war um jede Hand, denn es stand das vollständige Überholen des grössten Schiffs an. So kam es, dass Fabian tief im Bauch eines Dampfschiffs wochenlang Rost wegkratzte oder Dutzende von Kilos Antifouling auftrug, die den Unterwasserbereich des Schiffs vor Rost schützen sollte. In mehrere Schichten Kleider verpackt, war diese Arbeit trotz der Kälte in der Werfthalle gar nicht so schlecht. Doch wenn er fast den ganzen Tag unter dem Schiff auf einem mit Rädern versehenen Brett liegend gearbeitet hatte, plagten in abends und nachts Rückenschmerzen. Meist schuftete Fabian allein oder zusammen mit seinem Kollegen Tom, mit dem er zwischendurch eine Zigarette rauchte, wenn der Werftchef nicht in «Riechweite» war, denn das Rauchen war mit oder ohne Beimischung strengstens verboten.

Die Arbeit war hart, aber härter war für ihn, dass die kürzesten Tage des Jahres nicht länger werden wollten. Als der Bergschnee schliesslich doch vor der wärmenden Frühlingssonne floh und sich in die Tobel ergoss, wo sich das Wasser zu rauschenden Wildbächen vereinte, machte er sich auf, das Geheimnis der unbekanntenen Schönen zu lüften.

Die Stelle, an der er beinahe zu Tode gestürzt war, hatte er bald gefunden. Sie lag unerreichbar unter ihm: Lawinen hatten einen grossen Teil des Vorsprungs, auf dem er die Frau erstmals gesehen hatte, in die Tiefe gerissen. Es war unmöglich, sich dort unten umzusehen, ohne sich abzuseilen. Den Höhleneingang konnte er auf diese Weise nicht wiederfinden. Er musste anders vorgehen. Schnaufend eilte er den steilen Hang hinauf, von Baum zu Baum, und suchte den Punkt, von wo er eine gleiche Sicht auf den gegenüberliegenden Berg hatte, wie damals, als er nach der Höhlenwanderung unter dem Tannengeäst hervorgekrochen war. Doch diesen Punkt fand er nicht. Zu unbestimmt waren seine Erinnerungen an den Standort. Nur das liebliche Gesicht der Frau mit den strahlenden Augen und den langen Haaren war in sein Gedächtnis eingebannt. Auch der würzige Duft, den sie im unterirdischen Gang verbreitet hatte, lag ihm noch immer in der Nase.

Er setzte sich müde hin, zündete eine Zigarette an und beobachtete, wie die Sonne hinter dem bizarren Gebilde einer abgestorbenen Fichte hinwegzog. Die Wanderung der Sonne zu betrachten, war für ihn stets ein kleines metaphysisches Abenteuer: Seine Augen nahmen wahr, dass sich die Sonne um die Erde bewegte, während es sich in Wirklichkeit gerade umgekehrt verhielt. Diese Illusion hatte während Jahrtausenden das Weltbild bestimmt. Man glaubte oder liess glauben, dass sich Mond, Sonne, Planeten und alle andern Gestirne am Himmel, ja das ganze Universum um die Erde bewegen würde und dass die Erde der Mittelpunkt des Alls sei.

Während er Rauchringe in den Himmel schickte, erinnerte er sich an seine «Balkonzit»: Mit fünfzehn hatte ihn – neben den üblichen pubertären Disziplinen – die Frage beschäftigt, ob das Universum tatsächlich so geistlos war und nur gerade die Erde mit Leben ausgestaffert hatte. Viele kalte Nächte lang hatte er auf der Veranda verbracht und mit einem kleinen Fernrohr die Sterne vom Himmel geholt. Auf diese Weise war ihm klar geworden, dass die Erde nur ein winziger Trabant einer mittelgrossen Sonne am Rand einer der unzählbaren Galaxien ist.

Die Menschen allein im All? Eher glaubte er an den Storch. Ob die junge Frau eine Ausserirdische war? Oder eine Fee? Verhielt es sich mit Feen, Gespenstern und ähnlichen Erscheinungen wie mit dem trügerischen Bild einer um die Erde kreisenden Sonne? War alles nur eine Frage des Standpunkts? Ging es einzig darum, an einen

geeigneten geistigen Ort zu gelangen, um Einblick in eine andere Dimension zu erhalten?

Die Sonne hatte den höchsten Punkt erreicht. In dieser Gegend gab es keinen richtigen Frühling; sobald der Schnee schmolz und die Sonne die Hänge erreichte, war der Sommer da.

Schwitzend erreichte er den nahen kühlen Wald. Parallel zum Weg verlief ein vor langer Zeit angelegter Bewässerungskanal. Diesem folgte Fabian, bis er an eine Lichtung kam, wo sich die Sonnenstrahlen an derjenigen Stelle sammelten, an welcher kristallklares Wasser aus einer Felsspalte sprudelte. Sein Hemd war beim Wandern feucht und eng geworden. Er befreite sich von Rucksack und Hemd und holte das T-Shirt hervor, das er für Notfälle eingepackt hatte. Gerade wollte er etwas trinken und mit dem kühlen Nass den heißen Körper abkühlen, als eine Dusche eiskalten Wassers über seinen Rücken prasselte!

«Uuuuaaa!» schreiend und nach Luft schnappend drehte er sich um ...

Da stand sie, die junge Frau, nach der er vergeblich gesucht hatte! Sie lachte über das ganze Gesicht wie ein Schabernack treibendes Kind. In ihren Augen sprühte ein Feuerwerk. Ehe er sich mit einem Sprung auf die Seite retten konnte, traf ihn ein Schwall Wasser mitten ins Gesicht.

Fabian hörte das Zischen in seiner Nähe nicht. Er rieb sich die Augen trocken. Als er sie öffnete, war die Frau verschwunden. Da zischte es wieder. Im selben Moment stand sie neben ihm und küsste ihn – zack – auf die Wange! Irritiert wich er einen Schritt zurück.

«Sind Sie mit allen Leuten so ... freundlich», fragte er die Frau verdattert, während er mit dem nassen Hemd das errötete Gesicht abtupfte.

«Nur mit dir», antwortete sie keck, «aber du kannst mir ruhig du sagen.»

Fabian suchte nach Worten.

«Wenigstens ... reden Sie ... äh ... du diesmal mit mir», stammelte er. «Das bedeutet, dass du tatsächlich existierst. Ich war mir nämlich nicht mehr sicher, ob ich dir jemals begegnet bin. Aber vielleicht erfahre ich nun endlich, wer du bist.»

«Soll ich es dir wirklich verraten?», neckte sie ihn grinsend.

«Normalerweise interessiert es mich schon, von wem ich geküsst werde.»

«Also gut, aber das bleibt nicht ohne Folgen für dich, ich bin nämlich eine Fee.»

Er sah sie von oben bis unten an: In ihren Shorts und dem T-Shirt, auf dem ihm Leonardo da Vincis Mona Lisa entgegenlächelte, kam sie ihm eher vor wie eine amerikanische Touristin.

Fabian lächelte süffisant.

«Und ich bin Johnny Depp oder sonst ein Depp, wenn ich das glauben würde. Zuerst erschreckst du mich fast zu Tode und dann küsst du mich ungefragt; das würde keine Fee tun, schon eher eine kleine Hexe!»

Inzwischen hatte sich die angebliche Fee auf einen Felsbrocken gesetzt und spielte mit Schmetterlingen, die sie umflatterten, als wäre sie ein süss riechendes Blümchen.

«Immerhin habe ich dir aus einer äusserst unangenehmen Lage geholfen. Ist es das, was deiner Meinung nach Feen zu tun haben?», fragte sie mit einem listigen Lächeln.

«Keine Ahnung. Ich möchte mich einfach mal bei dir bedanken. Ich weiss nicht, wie ich damals zurückgefunden hätte.»

Das T-Shirt überziehend betrachtete er die betörend schöne Frau mit ihren bis zu den Hüften reichenden karamellfarbenen Haaren. Es fiel ihm auf, dass sich die Schmetterlinge von ihr streicheln liessen. Auch die Fee in Irmas Buch war von Schmetterlingen umgeben gewesen – die Ähnlichkeit ... ein Zufall?

«Es war mir ein Vergnügen, dir zu helfen. – Gehen wir?»

«Von mir aus ... », antwortete Fabian automatisch, hielt inne und fragte verdutzt: «Wie meinst du das? Wohin sollen wir gehen?»

Statt einer Antwort vernahm er nur ein Zischen. Die Frau hatte sich in Luft aufgelöst; an ihrer Stelle bewegte ein grosser Falter seine königsblauen Flügel langsam auf und ab. Fabian sah sich um: keine Fee weit und breit.

Zischhhh!

Da spürte er eine Hand durch seine Haare fahren. Er zuckte zusammen und drehte sich blitzartig um. Dabei prallte er beinahe mit ihrem Gesicht zusammen.

«Würdest du mich bitte nicht dauernd erschrecken», bemerkte er bissig.

«Ich versprechs dir», sagte sie lächelnd und machte sich auf den Weg.

«Wo solls denn nun hingehen?», erkundigte er sich betont freundlich, denn es war ihm nicht recht, dass er sie fast angeschnauzt hatte.

«Zu mir, wenn du nichts dagegen hast.»

Fabian ergriff den Rucksack.

«Und wo ist das?»

«Irgendwo da oben», sagte sie, ohne sich umzudrehen.

Fabian versuchte ihr zu folgen.

«Du hast mächtig Dampf drauf», keuchte er schon bald und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Sie blickte kurz zurück; ein verschmitztes Lächeln war ihre Antwort, dann wallten die Haare schon wieder davon, einen Duft nach gedörrten Berggräsern hinterlassend.

«Entschuldige wegen vorhin», sagte Fabian etwas zerknirscht, nachdem er sie endlich eingeholt hatte. «Ich bin etwas gereizt in letzter Zeit.»

«In letzter Zeit?»

«Eigentlich schon eine Weile. Ich schlafe schlecht, habe Angstgefühle, die bis zu panischen Anfällen reichen, und ich erschrecke leicht. Ich war nicht immer so.»

Die Fremde blieb stehen.

«Es ist höchste Zeit, dass du mich gefunden hast», sprach sie und blickte ihm tief in die Augen. Fabians Blut geriet in Bewegung.

Die junge Frau führte ihn rasch den Berg hinauf, über schmale, in Fels gehauene Pfade, entlang uralter Wasserkanäle, in denen Gletschermilch plätschernd zu Tal floss und Wiesen, Äcker und Gärten bewässerte. Dass ihnen dabei kein Mensch begegnete, verwunderte ihn zwar nicht, weil sich in dieser Gegend höchstens Jäger oder Mineraliensucher aufhielten. Dennoch fragte er sich, wohin es wohl gehe und was die Frau mit ihm vorhatte.

«Genau genommen grenzt es an Entführung, was du mit mir machst», sagte er vorsichtig.

«Nun hab dich nicht so», konterte sie ohne anzuhalten. «Welcher Frau hast du bis heute schon widerstehen können, wenn sie dich zu sich eingeladen hat?»

Fabian wusste nichts zu erwidern. Die ist mit allen Wassern gewaschen, dachte er.

An einer Stelle, an welcher der schmale Pfad abgebrochen und damit unpassierbar geworden war, mussten sie eine steile Felspartie überwinden. Fabian fiel dabei auf, wie unsicher und schwerfällig er sich fortbewegte. Wie elegant und sicher erklomm dagegen

seine Führerin die Felsen. Einmal, als Fabian mit dem Fuss abrutschte und dabei ein paar Steine ausbrach, die den steilen Hang hinabkullerten, drehte sie sich um und sagte: «Beobachte genau, wo ich hintrete, da musst du deine Füße auch hinsetzen. Wir wollen niemanden gefährden. Hier sind alle auf die Vorsicht der andern angewiesen.»

Fabian nickte. Tatsächlich kam er leichter voran, wenn er ihre Bewegungen, ihren Schritt nachahmte. Ihr Gang war abgerundet, weich und fließend; es war eher ein Gleiten, als ob sie nicht achtgeben musste, was vor ihr auf dem Weg lag.

Hin und wieder glaubte Fabian, sie hätten das Ziel erreicht, weil der Weg unter meterhohem Gesteinsschutt oder an einer Felswand endete. Doch die Fee, oder was auch immer sie war, fand stets Stufen und «Griffe» um weiterzukommen. Entweder war ihr der Weg bekannt oder sie hatte das geübte Auge einer Berglerin. Ab und zu, wenn sich ihnen ein aussergewöhnlicher Ausblick auf das stille Tal weit unter ihnen bot, blieben sie stehen und genossen die paradiesische Ruhe.

Als sie wieder einmal einen Halt machten und sich ins Gras setzten, kratzte sich Fabian im Nacken und fragte:

«Wie heisst du? Ich möchte dir nicht immer du sagen müssen. »

«Such dir einen Namen aus, lieber Fabian ...», forderte sie ihn vergnügt auf.

«Du weisst meinen Namen?»

«Natürlich, ich kenne dich nicht erst seit heute.»

Fabian war perplex.

«Von mir kannst du ihn nicht erfahren haben.»

Vielleicht ist sie wirklich eine Fee, überlegte er. Sie lächelte.

«Ich habe keine Ahnung weshalb», sagte er nach einer Weile, «aber wenn ich dich so ansehe, fällt mir der Name Diala ein, ja, Diala – klingt gut, nicht?»

«Ich werde mich daran gewöhnen», antwortete sie kühl, lachte dann aber und meinte:

«Jedenfalls ist es nicht ein gebräuchlicher Name für eine Schweizer Kuh.»

Fabian lachte mit, dabei wurde ihm bewusst, dass er seit Monaten nicht mehr so unbeschwert gelacht hatte.

«Übrigens», sagte er und griff in den Rucksack, «ich habe Hunger, möchtest du auch ein Sandwich?»

«Nein danke. Ich benötige keine feste Nahrung. Aber wenn es mich überkommt,

nehme ich Honig oder Blütennektar.»

«Nektar als Nahrung?», fragte Fabian. «Das kommt mir bekannt vor. Haben sich nicht auch die griechischen Götter mit Nektar ernährt? Wenn ich mich nicht täusche, soll es ihnen zu ewiger Jugend verholfen haben.»

Diala lächelte geheimnisvoll.

«Hast du Verwandte in Griechenland?», fragte er nicht allzu ernst gemeint und biss in das Sandwich.

«Wenn du so willst, ja», gab Diala zur Antwort. «Ob Feen oder griechische Göttinnen ist einerlei. Sie kommen, wenn sie gerufen werden, und verschwinden wieder, wenn sie nicht mehr gebraucht werden. Die Erscheinungsform hängt von denjenigen ab, die sie sehen. Die einen benötigen einen Helden, mit dem sie sich identifizieren können. Die andern, wie du, brauchen ihr Traumbild, das sie ein Stück ihres Weges begleitet.»

Fabian schluckte den halb durchgekauften Bissen und sagte, dass ihn dies an Hesse erinnere, an die *Morgenlandfahrt*.

«Du bist doch auch ein Morgenlandfahrer, oder täusche ich mich?», fragte sie.

«Das hab ich einmal geglaubt. Noch vor einem Jahr habe ich mich zu denen gezählt, die nach Osten ziehen, um die Heimat des Lichts zu suchen. Gemeinsam mit den Frauen und Männern des uralten Bundes wollte ich den Schatz finden, der Wissen und Weisheit verspricht. Aber heute bezweifle ich, dass ich je dazugehört habe und dass es überhaupt so etwas wie einen überirdischen Jakobsweg gibt.»

«Vielleicht täte es dir gut, wieder ein wenig Hesse zu lesen», meinte die angebliche Fee.

«Das ist zwecklos.»

«Nur weil dir der fliegende Teppich abhanden gekommen ist, heisst das nicht, dass es Hesses Morgenland nicht mehr gibt.»

«Mag sein. Im Moment interessiert mich mehr, ob es tatsächlich Feen gibt. Obwohl ...», Fabian dachte kurz nach, «... selbst, wenn es Feen gäbe, könnte ich niemandem erzählen, ich sei einer echten Fee begegnet. Die würden mich für übergeschnappt halten.»

Diala griff in seinen Wuschelkopf und schüttelte ihn zärtlich. Er errötete.

«Bei denjenigen, die alles bewiesen haben wollen», sagte sie, «könntest du damit tatsächlich schlecht ankommen. Hauptsache ist, dass *du* damit klarkommst. Die Tage, die du hier in den Bergen verbringen wirst, werden hoffentlich deine Sinne etwas

schärfen.»

«Wie meinst du das?»

«Ich schlage vor, wir gehen jetzt weiter. Es dauert noch eine Weile, bis wir am Ziel sind.»

«Nicht so schnell!», er zögerte, «ich hatte eigentlich nicht im Sinn, hier oben Urlaub zu machen.» Er packte Feldflasche und Sandwichpapier ein. «Wenn ich mir allerdings vorstelle, dass ich daheim wieder meine Zustände bekomme und du gerne deine Zeit mit mir verbringen willst, dann finde ich die Idee gar nicht schlecht.»

Diala erhob sich.

«Du bist ganz schön eingebildet», sagte sie. «*Du* hast mich gesucht, und ich bin deinem Ruf gefolgt. Schon oft war ich in deiner Nähe, aber gesehen hast du mich erst an jenem Tag, an dem du beinahe in das Tobel hinabgestürzt wärst.»

«Der Arm», sagte er plötzlich, als ob in seinem Kopf jemand auf einen Knopf gedrückt hätte, «der in Licht gehüllte Arm, der von der Decke herabkam und mich aufstehen hiess, warst du das?»

«Habe ich so stark behaarte Arme?», fragte sie und streckte ihm ihre gebräunten glatten Arme entgegen.

Sie schaute ihm in die Augen. Fabian konnte sich ihrem Blick nicht entziehen. Er erschrak.

«Deine Augen ...», stiess er aus, «... waren die vorher nicht blau ...?!».

Diala hob die Schultern und blickte ihn unschuldig an.

«Augen wie Orangen ... krass! – Hast du was dagegen, wenn ich ein paar Fotos von dir mache?»

«Natürlich nicht», sagte sie, «aber sei über das Resultat nicht enttäuscht. Ich bin nicht so fotogen, wie du meinst.»

«Jetzt übertreibst du es mit deiner Bescheidenheit», erwiderte er und wickelte die Kamera aus der Regenjacke. Er musste sie einfach fotografieren, nicht nur, um ihr Bild in einen Rahmen zu stecken und in seiner Wohnung aufzuhängen, sondern auch, um einen handfesten Beweis ihrer Existenz nach Hause zu bringen. Es schien ihm nämlich möglich, dass es plötzlich zischen könnte und er in seinem Bett aufwachen würde. Vielleicht hatte ja ihr Erscheinen nur damit zu tun, dass er seit Monaten kaum

geschlafen hatte.

Fabian knipste wild drauflos, mal von vorne, mal eher von der Seite, und zum Schluss machte er zusätzlich ein paar Aufnahmen mit Aufhellblitz, um das Gesicht stärker von der Umgebung abzuheben. Diala streichelte eine Eidechse.

«Katzen streicheln, gut, aber Eidechsen ...?», murmelte Fabian, während er die Kamera im Rucksack verstaute. Dann eilte er seiner Begleiterin nach, die bereits wieder entschwebt war. Als er sie fast eingeholt hatte, kam plötzlich etwas Seltsames auf ihn zu. Zunächst dachte er, ein Stein rolle den Weg hinab. Doch bei genauem Hinsehen erkannte Fabian, dass der Stein eine Schildkröte war. Eine frei lebende Schildkröte in dieser Gegend?, ging ihm durch den Kopf. Diala drehte sich um und rief:

«Das ist eine *Kinixys erosa*, die jemand ausgesetzt hat.»

«Eine was ...?»

«Na, eine Schildkröte, die hier nicht hingehört und kaum überleben wird. Morgen wird sie jemand finden, der sich mit solchen Tieren auskennt.»

Die Schildkröte schien es ziemlich eilig zu haben. Sie hastete an ihm vorbei und musterte ihn kurz mit ihren geheimnisvollen schwarzen Augen, ohne eine Spur von Furcht zu zeigen. Fabian blieb stehen und sah dem Tier mit dem ausgefransten Panzer irritiert hinterher.

Es ging steil hinauf und tiefer in das abgeschiedene Tal hinein, das in der Ferne gegen eine schneebedeckte Bergpyramide stiess. Auf der andern Seite des Tals klammerten sich ein paar verfallene Hütten an den Hang. Die beiden krochen unter Büschen hindurch, kletterten über Fichtenfriedhöfe und Schutthalden, pferchten sich durch kaum schulterbreite Felsspalten hindurch, durchquerten lichte Erlenhaine und Wälder. Fabian genoss es schon bald, von dieser rätselhaften Frau durch die Berge geführt zu werden und machte sich keine Gedanken mehr darüber, was auf ihn zukam. Er wusste instinktiv, dass er ihr vertrauen konnte.

Mehrere Stunden waren sie unterwegs – die Baumgrenze hatten sie längst hinter sich gelassen –, als der Weg erneut in einer Sackgasse endete. Vor ihnen türmte sich unverrückbar ein gegen oben spitz auslaufender Fels auf; wie eine Kathedrale stand er da. Hier gab es kein Durchkommen mehr. Da schwang sich Diala auf einen kaum

sichtbaren schmalen Sims, der weiter hinauf führte, und stieg rasch empor. Plötzlich verschwand sie. Fabian folgte ihr und schob sich Schritt für Schritt auf dem schmalen Pfad voran. Nach einigen Minuten kam er an eine Stelle, wo der Sims fast rechtwinklig um den Felsen bog. Vorsichtig spähte er um die Ecke, doch Diala war nirgends zu sehen. Da entdeckte er etwas anderes: Weiter oben, in einer klaffenden Felslücke verborgen, verriet das Spiel zwischen Sonne und Schatten eine Treppe. Ein Geheimgang? Befand sich da oben ihr Versteck? Und wenn ja, was erwartete ihn dort? Er erreichte die Treppe mühelos über eine gewölbte Steinbrücke, die über eine schmale, einst von schäumendem Wasser ausgespülte Schlucht führte. Fabian hastete die Treppe hoch. Bei jedem Schritt wurden die Stufen breiter, bis sie sich schliesslich zu einem Plateau ausweiteten, auf welchem eine Berghütte Platz gehabt hätte. Neugierig blickte er sich um und erschrak: Aus dem Dunkel starrten ihn zwei leuchtende Augen an!

Fabian musste sich erst an das spärliche Licht gewöhnen, ehe er erkannte, dass die glühenden Augen einem ausgewachsenen Luchs gehörten. Das stattliche Tier – es war etwa drei- bis viermal so gross wie eine Hauskatze – sass majestätisch auf einer Felsnase und tat keinen Wank. Fabian wartete ab. Das zimtfarbene, schwarz getupfte Raubtier schien ihm nicht feindlich gesinnt zu sein. Die Ohren mit den typischen Haarbüscheln an ihren Spitzen waren freundlich aufgestellt. Sein Blick signalisierte eher Begrüssung als Erstaunen. Fabian lächelte, doch der Luchs blickte ihn so gleichgültig an, wie Katzen einen ansehen, wenn man ihnen etwas Nettes sagt, aber auch, wenn man sie als «Mistkatze» tituliert. Fabian kannte diesen Ausdruck, er war mit Katzen aufgewachsen. «Diala, bist du da?», rief er.

In diesem Moment erhob sich der Luchs, sprang vom Ausguck und trottete zur Felswand. Dort, auf Bodenhöhe und deshalb kaum sichtbar, war ein Höhleneingang, worin das Tier verschwand.

Der Durchschlupf war so klein, dass Fabian auf allen vieren hineinkriechen musste. Zu seinem Glück – denn solch enge Räume machten ihm Angst – weitete sich die stockdunkle Röhre bald aus. Behutsam tastete er sich der feuchten, mit Moos bewachsenen Wand entlang. Plötzlich zuckte seine Hand zurück: Zwischen seinen Fingern war etwas Weiches!

Was sich zunächst anfühlte wie ein Tierfell, entpuppte sich als ein flauschiges Tuch. Gleich dahinter kam ein zweiter Vorhang zum Vorschein, und dann ...

Fabian trat in eine grosse, hell beleuchtete Höhle, von deren Wänden es glitzerte und funkelte wie aus einer Schatzkiste. Und – Welch ein Anblick! – im hinteren Teil der Grotte lag Diala von vielen kunterbunten Kissen umgeben auf einem Bett, etwas genauer betrachtet, auf einem grossen Baumstock, der kunstvoll zu einem Bett umgestaltet war. Den Kopf auf die Arme gestützt, grinste sie ihn frech an. Fabian sah sich ungläubig um, sah die runde Öffnung in der Decke, von wo Licht hereinschien, das sich in den kristallgespickten Wänden spiegelte, starrte auf Diala, die seine Verwirrung sichtlich genoss, und staunte weiter über das, was er da sah: Es gab aus Wurzeln und knorrigen Ästen geformte Möbel, die an Kreationen des eigenwilligen spanischen Architekten Antoni Gaudí erinnerten, wie etwa ein unförmiger Spiegeltisch, auf dem Schmuckstücke und farbige Fläschchen leuchteten. Die Beine dieses Tisches bestanden aus rohen Ästen und Zweigen, aus denen grüne Blätter wuchsen! Daneben stand ein etwa zwei Meter hoher Baumstamm mit einem eingefassten blauen Zifferblatt, das nicht Stunden anzeigte, sondern die Mondphasen. Der goldene Zeiger stand zwischen einem vollen und einem abnehmenden Mond. Überall grünte es üppig. Aus der Decke wuchsen Lianen und andere tropische Gewächse heraus. Auf dem Moosboden standen Tontöpfe, aus denen Farne und Blumen in kräftigen Farben quollen.

In der Grotte war es angenehm warm und feucht – subtropisches Klima mitten in den Alpen. Fabian fragte sich, wie das möglich war. Mehrere kleinere Höhlen – dunkle Stollen, die im Berg verschwanden – deuteten daraufhin, dass Dialas Höhle Teil eines Grottensystems war.

Aus einem Felsspalt floss Wasser in ein muschelförmiges Marmorbecken und von da weiter als kleiner Bach durch die ganze Höhle zur gegenüberliegenden Wand, wo er in einem Loch verschwand. In der Mitte des Raumes, genau unter der Höhlenöffnung, führte eine Steinbrücke über das Bächlein. Fabian schritt dem Bach entlang und bemerkte, dass ihm im Wasser knapp unter der Oberfläche etwas folgte. Er bückte sich und sah einen Fisch, der etwa einen halben Meter lang war. Dieser graue Fisch mit weissen und schwarzen Flecken auf dem Kopf schwamm direkt auf ihn zu; er hatte grosse wulstige Lippen und unheimliche Augen, die ihn fixierten.

«Der glotzt mich an, als wolle er mich fressen», sagte Fabian und beugte sich zu ihm hinunter.

«Das würde er auch tun, wenn er könnte. Ich rate dir davon ab, den Finger ins Wasser zu stecken, er würde glatt hineinbeissen. Das ist ein Riesengurami; der liebt nicht nur Pflanzen, sondern auch Fleisch.»

Fabian ging weiter dem Bächlein entlang. Dabei verfolgte ihn der Glotzfisch, als warte er darauf, dass das grosse Stück Fleisch ins Wasser fällt. Auf der kleinen Holzbrücke blieb Fabian stehen und sah sich um.

«Diese Höhle – das glaubt mir niemand», murmelte er, «das kann nur ein Traum sein ...»
«Nun untertreibst du», widersprach Diala, als sei eine Fee und ein Luchs in einer märchenhaft ausgestatteten Höhle in den Bergen nichts Besonderes. «War die helfende Hand aus dem Nichts für dich real oder nicht?»

«Keine Frage. Ich sehe sie noch deutlich vor mir: zuerst der leuchtende Nebel an der Decke, dann ein muskulöser behaarter Arm und eine Hand, die sich mir entgegenstreckt.»

«Und? Hattest du dabei das Gefühl zu träumen?»

«Nein. Es war absolut real, ja geradezu normal.»

Fabian stutzte beim Gedanken, dass er jene unglaubliche Erscheinung fast als Selbstverständlichkeit betrachtete. Wenn er diese Geschichte jemandem erzählt hätte, wären wahrscheinlich die Worte «Einbildung», «Fantasie» oder «durchgeknallt» gefallen. Man hätte ihn kaum ernst genommen und das mysteriöse Phänomen schon gar nicht für selbstverständlich gehalten.

«Das hier ist ebenso real wie der Arm aus der Decke», erklärte die Fee. «Es ist eine Frage der Feineinstellung des Bewusstseins. Du kannst bei einem alten Fernseher die Bildqualität auch verändern, indem du die Antenne hin- und herbewegst. Was ein Mensch wahrnimmt, hängt davon ab, wie sein Empfänger ausgerichtet ist. Das kann auch mal eine Horrorgestalt sein. Bei dir habe ich allerdings nicht das Gefühl, dass dich ein Poltergeist im Kleiderschrank aus den Schuhen hauen würde.»

«So ist es», antwortete Fabian, «und ausserdem ist nicht alles Geist, was poltert.»

Diala lachte und blickte Fabian hinterher, der seinen Rundgang durch die Höhle fortsetzte. Er tastete die Wand ab, um zu spüren, ob sie wirklich echt war, riss ein Stück

eines Farnblatts ab und zerrieb es zwischen den Fingern; er hielt die Hand ins Wasser und stellte fest, dass es tatsächlich nass war; er setzte sich vorsichtig in einen Wurzelstuhl, um zu sehen, ob er hielt. Erstaunt und verwirrt zugleich blieb er darin sitzen und betrachtete stirnrunzelnd die funkelnde Grotte.

«Trotzdem habe ich Mühe zu glauben, was ich sehe», sagte er.

«Müh dich nicht ab. Sag mir lieber, ob es dir hier gefällt.»

Fabian brauchte nicht lange zu überlegen:

«Wenn die Höhlenbewohner so gelebt haben, dann verstehe ich nicht, weshalb wir heute in viereckigen Ställen hausen, deren Wände, Decken und Böden aus Beton sind.»

Er erhob sich und sog geräuschvoll Luft in die Nase.

«Und wie das hier riecht.»

«Das ist der Duft des Harzes in den Möbeln aus Arvenholz», erklärte Diala.

Fabian drückte seine Nase an eine Stuhllehne.

«Mmh ... zum Anbeissen.»

Diala freute sich über die gute Laune ihres Besuchers.

«Ich biete dir gratis Vollpension an, solange du willst», hörte er sie sagen.

«Meinst du das ernst?»

«Hast du schon einmal von einer Fee gehört, die ihre Versprechen nicht gehalten hat?»

«So viele Feen kenne ich nun auch wieder nicht», antwortete Fabian und tastete mit den Augen die Kristallhöhle ab.

«Aber was solls? Ich bin in einem Märchen gelandet, und wenn es gut ausgehen soll, ist es wahrscheinlich besser, einer Fee nicht zu widersprechen.»

«Sehr richtig!», rief Diala. «Und wie wärs nun mit einer Führung durch unser Zuhause?»

«Unser ...?»

Er setzte sich neben Diala aufs Bett.

«Ich bin ein Teil von dir und du bist ein Teil von mir ...», sagte sie.

Fabian versuchte ihre Antwort zu verstehen, während er ihre neuerdings kastanienbraunen Augen, ihre kindlich-kleine Nase, ihre weich geschwungenen Lippen betrachtete.

Diese Augen, diese Lippen! Er seufzte innerlich.

«Was passiert eigentlich» – er zupfte sich am Ohr –, «wenn ich mich in dich verliebe?»

Diala grub ihre Hand in Fabians Locken.

«Das wäre etwa so, wie wenn du dich in deinen grossen Zeh verlieben würdest ... – Was ist jetzt mit der Besichtigung der Höhle?», unterbrach sie das Thema.

Diala hüpfte vom Bett.

«Du lenkst ab», stichelte Fabian. Er wollte ebenso sportlich vom Bett springen und landete beinahe auf dem Luchs.

«Ups!», stiess er hervor und erwartete, dass das Raubtier sich verteidigen oder wenigstens davonspringen würde. Doch der Luchs kniff nur die Augen zu und wandte seinen Kopf ab. Fabian blickte sich um. Diala hatte sich einmal mehr in Luft aufgelöst.

«Hallo!», rief er, «wo bist du?»

«Hier entlang, Fabian», tönte es aus einer schmalen Felsspalte.

Geht wohl wieder durch einen finsternen Gang, dachte er und war überrascht, als eine hell beleuchtete kleine Nische zum Vorschein kam, in welcher ein Holztisch und zwei Stühle standen. Eine als Blütenkelch geformte Kristallschüssel schmückte den Tisch; sie enthielt Äpfel, Bananen, Datteln und Nüsse.

«Darf ich?»

«Dafür ist es gedacht», antwortete Diala, und Fabian stopfte sich gleich zwei Datteln in den Mund.

«Das ist unsere Essecke bei regnerischem Wetter», sagte sie, «und hier ...», die Fee hatte sich umgedreht, «... ist deine Höhle.»

Fabian wagte einen Blick in «seine» Höhle. Staunend sah er mitten im Raum ein grosses Bett, ähnlich wie Diala eines hatte, und mehrere organisch geformte Möbelstücke aus Wurzeln. Ein schlangenförmiger schlanker Baumstamm mit gestutzten Ästen, der vom Boden bis an die Decke reichte, diente als Kleiderständer. An Ästen, die aus den Felswänden herauswuchsen, hingen Laternen. In einer Nebennische stand ein kleiner Lesetisch. Durch ein Loch in der Wand gelangte Licht in das Innere. Für abendliche Lesestunden standen auf dem Tisch zwei altertümliche Messinglampen bereit. Daneben lag eine Brille.

«Ist das nicht meine Brille? Er blickte Diala fragend an. «Wie kommt die denn hierher?»

«Tja», sagte sie unschuldig, «die muss irgendwie dahin gelangt sein ...»

Fabian war sprachlos.

Auf beiden Seiten des Durchgangs, der zur Lesenische führte, waren hölzerne Regale, die unter der Last der vielen Bücher fast zusammenkrachten.

Fabian setzte sich die Brille auf.

«Es ist wirklich meine», sagte er und wandte sich den Büchern zu, was er meist als Erstes tat, wenn er bei jemandem zu Besuch war, denn Bücher verraten die geistigen Koordinaten des Besitzers.

«Sieh an!», sagte er theatralisch und schielte schräg zu Diala, «Hermann Hesses *Morgenlandfahrt*, das kann ja wohl kein Zufall sein.»

Diala grinste.

Fabian hielt bereits ein anderes Buch in den Händen: *Das Glasperlenspiel*, das einzige Werk von Hesse, das er nicht zu Ende gelesen hatte, weil er es als Jüngling nicht begriff. «Das ist ja auch kein Heimatroman», hörte er Diala hinter sich sagen, die wieder einmal ungefragt im Teich seiner Gedanken gefischt hatte.

«Nimm noch mal einen Anlauf.»

Er nickte abwesend, denn er hatte bereits andere Bücher entdeckt, die er kannte, wie Michael Endes *Momo* oder die Geschichte des Indianerschamanen *Rolling Thunder* oder die Bücher des Reiseschriftstellers und Philosophen Paul Brunton. Daneben fand er solche, die ihm unbekannt waren wie zum Beispiel eine Biografie über den Dalai Lama oder ein Buch mit dem Titel: *Der Ruf des Derwisch*. Das weckte den Bücherwurm in ihm. Während er darin blätterte, sagte er:

«Schon auf dem Weg hierher kam mir der Gedanke, dass ich mich mit dir kaum langweilen werde – und mit diesen Büchern noch viel weniger. Ich beginne zu begreifen, dass du eine weise Hexe bist und ich hier mehr lerne als an jeder Hochschule.»

«Überschätz mich nicht, lieber Fabian», erwiderte Diala. «Ich lerne auch von dir. Ich habe diese Aufgabe nicht gewählt, um als Guru aufzutreten. Ich bin selbst Schülerin, und eine Hexe bin ich nur für diejenigen, die mich so sehen. Für dich bin ich eine Fee.»

«Du widerspiegelst das, was man in sich selbst sucht?»

«So ähnlich.»

Diala liess sich rücklings auf «sein» Bett fallen, ihre Hände benützte sie als Kopfkissen. «Eine Fee ist ein Wunschbild», erklärte sie. «Dein Wunsch nach mir war so stark, dass

ich Gestalt annehmen konnte, die Gestalt einer Fee nach deiner Vorstellung. Ganz einfach, oder?»

«Eigentlich schon. Aber ich verstehe nicht, weshalb es nicht mehr Feen gibt, wenn es doch so einfach ist.»

«Es gibt mehr Märchenhaftes auf dieser Welt, als du denkst. Das Magische ist immer und überall.»

«Davon habe ich in der letzten Zeit nicht viel gemerkt.»

Diala richtete sich auf.

«Du warst nicht offen dafür; da bist du aber nicht allein. Die meisten Menschen sind von den Gedanken des Alltags eingenebelt, und ihre Empfänglichkeit für das Magische ist eingefroren. Fahr einmal mit der Bahn erster Klasse, dort, wo die Geschäftsleute sitzen, dann spürst du fast körperlich, was ich meine. Für dich ist dagegen nichts unmöglich. Wenn du Hilfe benötigst, kann sie dich in allen möglichen und unmöglichen Formen erreichen. Das muss nicht unbedingt in einer vollständigen Gestalt geschehen, es kann auch nur eine Hand sein. Voraussetzung dazu ist die Bereitschaft, einen neuen Standpunkt einzunehmen, eine andere Sichtweise zuzulassen und die Barrikaden im Kopf wegzuräumen.»

«Und wie funktionieren solche Erscheinungen technisch, ich meine physikalisch?»

«Es ist nebensächlich, wie ein Arm an die Decke projiziert wird, wer dahinter steckt und weshalb sich das Wesen – wie in deinem Fall – nicht vollständig gezeigt hat. Wichtig ist einzig, dass es dir geholfen hat und vor allem, dass du die angebotene Hilfe angenommen hast. Du hast nicht ablehnend, sondern offenherzig wie ein Kind reagiert: Da ist ein Arm, der mir Hilfe anbietet, gut, dann nehme ich diese Hilfe an und stehe auf. Dieser Spruch aus der Bibel (Werdet wie die Kinder ...), du hast ihn schlicht angewendet. Es gäbe mehr Feen, wenn nicht immer alles unters Elektronenmikroskop gesteckt würde. Und vielfach kommt noch eine Angst dazu: Und wenn diese Fee nun der Teufel ist, der mich verführen will?»

Diala bildete mit ihren Zeigefingern zwei Hörner auf dem Kopf. Sie verzog ihr schönes Gesicht zu einer schaurigen Grimasse. Fabian platzte vor Lachen, dabei gab ihm Diala einen Schups, sodass er beinahe mit einem der wackligen Bücherregale zusammengestossen wäre.

Das Lachen tat ihm gut. Seine Augen wurden feucht, nicht nur des Spasses wegen, sondern auch, weil er sich nach Langem wieder einmal glücklich fühlte. Er hielt noch immer ein Buch offen in der Hand. Als er es schliessen wollte, sprangen ihm ein paar Sätze entgegen, die sich von den übrigen abhoben:

... Wir könnten eine herrliche Welt aufbauen, und wir alle könnten herrliche Menschen werden – und, was mehr ist, wir sollten es. Aber wir besitzen nicht das Verständnis, das nötig wäre, die Situation auf diesem Planeten unter Kontrolle zu bringen. Der einzige Weg, dieses Problem anzugehen, besteht darin, das Bewusstsein der Menschen anzuheben ...

Diala nahm ihm sanft das Buch aus der Hand, zog ihm die Brille von der Nase und legte beides auf das Bücherregal. Dann führte sie ihn zu einem weiteren Raum.

«Und hier rechts ist das Bad», sagte sie in einem Ton, aus dem Fabian schon fast so etwas wie Stolz heraushörte.

Hinter einem Vorhang kam eine kleine, lichterfüllte Höhle zum Vorschein. Aus einer Spalte in der Decke stürzte Wasser in eine Felsenwanne, die an den Panzer einer auf dem Rücken liegenden Schildkröte erinnerte. Durch ein Loch im Trog floss das Wasser ab und plätscherte in einer Rinne der Wand entlang, bis es in einer Felsspalte gurgelnd verschwand. An einem Baumständer neben der Dusche hingen Tücher, die farblich zum Moostepich passten. Weiter hinten lag ein in Stein gehauenes, mit farbigen Mosaiksteinen verziertes Becken auf einer Säule. Darüber war ein Spiegel angebracht, aus dessen Holzrahmen Enziane herauswuchsen. Links und rechts davon kam durch je ein kleines Fensterloch das nötige Licht für die Schönheitspflege herein. An einem Ast in der Felswand neben dem Spiegel baumelte eine Zahnbürste.

«Sieht meiner ähnlich», sagte Fabian und blickte die Fee fragend an.

«Es ist deine», antwortete sie lächelnd.

«Habs mir gedacht.»

Sein Blick wanderte über den ganzen Raum, dann sagte er bewundernd:

«Kompliment, Madame hat Geschmack!»

«Und das Wasser ist erst noch warm», betonte Diala.

Er hielt seine Hand unter den Wasserstrahl.

«Tatsächlich. Jetzt verstehe ich, weshalb es in dieser Berghöhle so schön warm ist. Ich

habe gar nicht gewusst, dass es hier oben warme Quellen gibt.»

«Oh doch. Vor über tausend Jahren gab es in dieser Gegend etliche Thermalquellen. Felsstürze und Erdbeben haben sie jedoch verschüttet und unzugänglich gemacht. Beim Beben von 1855 verlor die Bevölkerung des Dorfs, von welchem du aufgestiegen bist, gleich zwei Quellen mit warmem Wasser. Es wird erzählt, dass die Frauen, Männer und Kinder des Dorfs um die letzte sterbende Quelle herumstanden. Als das Rinnsal schliesslich versiegte, hätten sie sich niedergekniet und weinend die letzten Tropfen geküsst.»

«Wasser muss für die Bergler da unten die Bedeutung von Gold gehabt haben», sagte Fabian.

«Das ist noch immer so. Die Leute hier sprechen nicht zufällig von ›heiligen Wassern‹.» Diala schien etwas ungeduldig zu sein; sie wollte die Führung durch ihre wundersame Wohnhöhle fortsetzen und schleppte Fabian zu einer kleinen Nebenhöhle, wo sich die Toilette befand. Fabian musste laut lachen, als er die Spülung sah: Neben der WC-Schüssel stand ein echter Maschinentelegraf, wie sie die grossen Ozeandampfer früher hatten; auf dessen Anzeige waren zwei Befehle angegeben, nämlich: *Spülen* und *Speicher füllen*.

«Geniale Idee», sagte Fabian schmunzelnd, «sollte ich mal ein Haus besitzen, dann mache ich das auch so.»

Nachdem Fabian den Telegrafen ausprobiert hatte, der auch wirklich funktionierte – sogar mit Klingell! –, wollte er wissen, wo sich Dialas Zuhause überhaupt befand. Er blickte zum Fensterloch hinaus und entdeckte, dass die Felswand an dieser Stelle senkrecht abfiel.

«Hier brauchst du dich nicht vor Einbrechern zu fürchten», scherzte er.

In diesem Moment erschien der Luchs und setzte sich neben Diala.

«Ist er dein Beschützer?», fragte Fabian.

Diala verneinte.

«Kujo hört zwar ein Laubblatt auf den Boden fallen», erklärte sie und kralte dem Luchs hinter den Pinselohren, «aber ich fühle das Nahen eines Wesens um einiges früher als er. Die Katze ist nicht zu meinem Schutz da; es gefällt ihr einfach bei mir. Wenn du später wieder in diese Gegend kommst und ich nicht mehr da bin, wird dich

Kujo stets begleiten. Er wird dich überall aufspüren.»

Fabian horchte auf.

«Was heisst, wenn du nicht mehr da bist ...?»

«Ich habe eine Aufgabe, und wenn die erfüllt ist, gehe ich weiter.»

«An einen andern Ort oder in eine andere Dimension?»

«Das weiss ich nicht. Wenn die Zeit gekommen ist, wird sich ein neuer Weg vor mir hinlegen.»

Fabian strich sich nachdenklich durchs Haar.

«Jetzt möchte ich dir noch etwas zeigen, was dir bestimmt gefallen wird», holte ihn Diala wieder in die Gegenwart.

«Komm!»

Sie zupfte Fabian, der gedankenverloren stehen geblieben war, am Ärmel.

GESPRÄCHE

Die beiden verliessen das Bad, folgten dem gewölbten Korridor und gelangten an eine lange Treppe, die ans Tageslicht führte. Von oben war leise Musik zu hören. Am Treppenende staunte Fabian nicht schlecht, als sich eine grosse Terrasse vor ihm auftat, die gegen das Tal hin offen war. In deren Mitte sass eine junge Frau mit langen schwarzen Haaren ganz in Weiss gekleidet und spielte Harfe. Weil die Terrasse von drei Seiten mit Felsen umgeben war, schienen die Töne gleichzeitig von überall zu kommen. «Ist das auch eine Fee?», flüsterte Fabian seiner Begleiterin ins Ohr.

«Nein, ich weiss nicht, wer sie ist und woher sie kommt. Sie taucht manchmal einfach auf und spielt. Ich nenne sie Armanda. Ich mag sie, und ihre Musik ist einfach himmlisch.»

Fabian blieb wie angewurzelt stehen. Er schloss die Augen und lauschte der Musik.

Nach einiger Zeit berührte ihn Diala sanft und sagte:

«Komm, wir setzen uns da drüben hin.»

Sie zeigte auf zwei grün gepolsterte Wurzelstühle mit weich geschwungenen Armlehnen und einen rustikalen runden Tisch, auf dem ein Fernrohr aus blankem Messing stand.

«Du blickst doch gerne zu den Sternen», sagte die Fee. «Das kannst du tun, wann immer du willst. Die Sicht hier oben ist klar; es hat weit und breit keine störenden Lichter, ausser dem Mond.»

Fabian strahlte. Eine Weile sagte er nichts, dann umarmte er Diala und küsste sie auf die Wange. Er hätte sie zwar am liebsten auf den Mund geküsst, aber dazu fehlte ihm der Mut.

«So ein schönes Fernrohr habe ich mir schon immer gewünscht, das heisst ...» – er überlegte einen Augenblick –, «... genau genommen hat es angefangen, als ich vierzehn oder fünfzehn war. Damals machten mein bester Freund Lorenz und ich Entdeckungsreisen im nahen Wald, und als ...»

«Nimm doch Platz», unterbrach ihn Diala.

Sie setzten sich, und Fabian erzählte weiter:

«Als wir gegen Abend auf der andern Seite des Waldes herauskamen, an einem Ort, der uns damals unbekannt war, stiessen wir auf ein altes Häuschen mit einem verwilderten Garten, in welchem seltsame, etwa zwei Meter hohe Steinköpfe standen mit grossen Augen und kleinen Mündern, ähnlich den Köpfen auf der Osterinsel. Zwischen riesigen Schachtelhalmen und hüfthohem Gras kam ein Observatorium in der Grösse einer Gartenlaube zum Vorschein. Die Tür war nicht abgeschlossen. Wir wagten uns hinein und fanden auf einem Steinsockel ein Fernrohr, das ähnlich aussah wie dieses hier, aber es war viel grösser. Wir getrauten uns nicht, das gepflegte Instrument anzufassen und auch nicht an der Haustür zu klingeln. Nach langem Hin und Her standen wir schliesslich gemeinsam vor dem Eingang, und einer von uns beiden – ich weiss nicht mehr wer – drückte auf den Klingelknopf. Als sich die Tür langsam öffnete, machten wir erst einmal grosse Augen: Vor uns stand Albert Einstein, jedenfalls ein Mann, der aussah wie Einstein. Er hatte wirre graue Haare, ein Lächeln im Gesicht und, was ihn mir auf Anhieb sympathisch machte, er trug einen viel zu weiten Pullover. „Einstein“ stellte sich als Physiker im Ruhestand vor, der noch Privatlektionen erteile, und lud uns ein, sein Haus zu besichtigen..

Im Innern des Hauses sah es aus wie bei einem Zauberer. Alles war überstellt mit Fläschchen, Röhrchen, seltsamen Geräten und Maschinen; darunter hatte es solche, die sich wie von Geisterhand bewegten. Ich erinnere mich an eine Glaskugel, worin sich eine Art Windrad befand, das sich plötzlich ganz von selbst in Bewegung setzte. Als der Physiker bemerkte, dass uns das scheinbare Perpetuum mobile nicht mehr losliess, erklärte er uns dessen Prinzip. Details weiss ich nicht mehr, aber es funktionierte auf der Basis von Lichtenergie. Für uns war das Science-Fiction, denn die Fotovoltaiktechnik gab es damals noch nicht.»

Fabian machte eine kleine Pause, um sich in jenen Tag einzuloggen.

«Das Durcheinander im Haus gefiel uns natürlich. Andere hätten den Mann wohl als Chaoten bezeichnet. Aber wie so oft bei solchen Charakteren stecken die lebenswürdigsten Menschen dahinter, solche, die einen auf den ersten Blick in ihren Bann ziehen. Er beantwortete alle unsere Fragen mit der Ruhe eines Yogi.»

«Was habt ihr denn so gefragt?»

«Das weiss ich nicht mehr, aber die zwei Sätze, die mit Kreide geschrieben inmitten von

mathematischen Formeln auf der schwarzen Wandtafel standen, habe ich nicht vergessen:

Alles ist ENERGIE.

Keine ENERGIE geht jemals verloren.

Darauf angesprochen, erklärte er uns lächelnd, dass sich diese zwei Sätze unter anderem aus der einsteinschen Gleichung $E=mc^2$, also Energie gleich Masse mal Lichtgeschwindigkeit im Quadrat, ableiten liessen, was bedeute, dass alle Dinge mannigfaltige Formen derselben Energie seien.

Damals begriff ich die Dimension dieser Aussage noch nicht. Aber es waren Worte, die mich dazu bewogen, intensiv philosophischen Fragen nachzugehen. Ich stiess zu jener Zeit auf den englischen Mystiker Paul Brunton, der in seinen Reisetagebüchern die unermüdliche Suche nach der Wahrheit fesselnd beschrieb und mir damit eine neue Welt eröffnete: die Welt des Zauberhaften und Spirituellen.»

Fabian rückte mit seinem Stuhl näher an das Fernrohr heran und blickte ins Okular. Während sich Diala Zapfenlocken in ihre Haare kräuselte, visierte er eine Bergspitze an, die den gegenüberliegenden Hang überragte.

«Als es draussen dunkel wurde», erzählte er weiter, «nahm uns der Physiker mit in sein selbst gebautes Observatorium und liess uns ans Teleskop. Ich weiss noch, dass er uns einen Doppelstern im Grossen Wagen, den Mizar, zeigte; das sind zwei Sonnen, die eng umschlungen durch das All tanzen. So etwas hatten wir noch nie gesehen. Es machte uns augenblicklich klar, dass das Leben mehr bedeutet als Schule und Fussball. Der alte Physiker bedauerte, dass er das Teleskop nicht mehr so oft benutzen könne, weil in der Umgebung seines Hauses alles überbaut worden sei. Der Lichteinfluss der Strassenlampen und beleuchteten Fenster sei so stark geworden, dass die kleineren Gestirne vom künstlichen Licht aufgeessen würden.

Fabian lehnte sich in den Sessel zurück und lauschte den Harfenklängen Armandas.

«Ich würde ihn gerne nochmals besuchen», fügte er an. «Was ist wohl aus ihm geworden? Vielleicht ist er schon gestorben.»

«Schade hast du sein Angebot nicht angenommen, dass du jederzeit bei ihm hättest vorbeischaun dürfen», sagte die Fee. «Er hätte dir viele Geheimnisse anvertraut. Aus

der Wissenschaft erwächst ja nicht von selbst Weisheit und aus der Mystik nicht automatisch Meisterung des Lebens. Dieser Mann hatte jedoch einen Weg gefunden, Wissenschaft und Mystik nahtlos zu verknüpfen und zu leben, er war ein Meister des Glasperlenspiels.»

«Ich habe damals schon bemerkt, dass er mehr wusste als ein paar Formeln», seufzte Fabian. «Aber ich war wohl noch zu jung, um das Ausmass zu erkennen.»

Er blickte durchs Fernrohr.

«Eigentlich würde ich heute Abend gerne ...»

«Es wird eine klare Nacht geben», unterbrach ihn Diala, «du wirst weit ins Weltall hinausblicken können.»

Fabian erhob sich und ging an den Rand der Felsterrasse, von wo er eine freie Sicht in das Tal hatte. Der gegenüberliegende Hang liess gerade die letzten Sonnenstrahlen über sich ergehen. Die weichen Farben des Abends wichen den harten Schatten, die langsam die Fichtenwälder und schroffen Abhänge hinaufkrochen. Weit unten kämpfte sich rauschend ein Bach durch Baumstämme und Geröll.

Es würde manchem gut tun, hier oben Urlaub zu machen, dachte Fabian. Hier ist es wesentlich leichter, sich zu konzentrieren und klar zu denken.

Eine Kraft packte ihn plötzlich, eine Gewissheit, dass alles möglich war, nicht nur für ihn, sondern für alle Menschen. Ja, alles war möglich, alles war erreichbar! Es liegt in der Hand, vielmehr im Kopf jedes Einzelnen, das Magische in den Alltag einzuflechten, mit Freude und Liebe etwas entstehen zu lassen, allein oder gemeinsam mit andern ...

«Du siehst schon etwas entspannter aus als in den vergangenen Tagen», hörte er Dialas Stimme hinter sich. «Aber du musst noch lockerer werden, damit du dich wieder öffnen kannst. Deine Aura gleicht einem Leichentuch; es wird Zeit, dass sie wieder Farbe bekommt. – Komm, wir wollen gleich damit beginnen. Setz dich bitte!»

Zögernd machte es sich Fabian im Sessel bequem. Diala stellte sich hinter ihn und begann, seine Schulterpartie abzutasten.

«Hart wie Buchenholz», brummte sie. «Du benötigst zunächst mal eine ordentliche Nackenmassage. Dazu müsstest du allerdings das Hemd ausziehen.»

Während er dies tat, zischte es kurz und leise neben seinem Ohr. Als er sich umblickte, hatte die Fee ein Fläschchen in der Hand. Sie öffnete es und liess einige Tropfen einer

grünen Flüssigkeit auf die eine Hand fallen. Dann stellte sie das Fläschchen auf den Tisch und presste ihre Hände zusammen, um das Öl aufzuwärmen. Dabei entwich ein betörender Duft, der sich wie eine unsichtbare Nebelschwade über die Felsterrasse ausbreitete. Der süsse Geruch hüllte Fabian in eine wonnige Wolke, begleitet von der Musik der Harfenspielerin. Diala summt die Melodie leise mit.

Während des Massagerituals flossen wahre Energieströme durch ihn hindurch. Die Fee lud ihn auf wie eine entladene Autobatterie.

Fabian hätte sich ihren Händen noch stundenlang hingeben können und sich verwöhnen lassen. Doch nach einer Weile hörte die Fee auf zu summen, strich noch einige Male seinem Oberkörper entlang, ohne ihn dabei zu berühren und legte ihm das Hemd über die Schulter.

«Fürs Erste genügt dies. Dein Nacken fühlt sich wieder etwas flockiger an.»

«Flockiger?»

«Flockiger, entspannter eben. – Nun solltest du dich besser anziehen, auch wenn dir heiss ist. Du weisst ja, wie das so ist in den Bergen.»

Fabian bedankte sich. Er lehnte sich nach hinten und blickte die Felswand hinauf, wo er weit oben eine nicht mehr benutzte typische Einrichtung dieser Gegend entdeckte: einen hölzernen Wasserkanal.

«Seltsam», begann er nach einer Weile, «wenn ich diese alten Leitungen da oben ansehe, werde ich melancholisch, ja fast traurig. Ich weiss nicht warum.»

Diala setzte sich quer in den alten, von Katzenkrallen abgewetzten Wurzelsessel; ihre Beine liess sie über die Lehne baumeln. Dann sagte sie:

«Im Lauf der Jahrhunderte sind hier viele Männer zu Tode gestürzt, als sie versuchten, beschädigte oder zerstörte Wasserkanäle zu reparieren oder zu ersetzen. Die Schwermut, die du in dieser Umgebung spürst, hat mit diesen Geschehnissen zu tun.»

«Du meinst, Angst und Trauer seien hier in Fels und Gestrüpp irgendwie hängen geblieben?»

«Man kann es auch so sagen», antwortete sie. «Solche Gefühle erzeugen Schwingungen, die sehr lange Zeit nachwirken können. In einer Kirche oder an einem Ort, an dem viel gebetet oder meditiert wird, verflüchtigen sich die entsprechenden Schwingungen nie. Deshalb fühlen sich viele Menschen an solchen Orten wohl und zuweilen abgehoben.»

Diala blickte nach oben.

«Auch beim Bau dieser Wasserkanäle wurde viel gebetet, denn bei schwierigen Unternehmen stieg der Pfarrer mit dem Arbeitstrupp hinauf. Jeder Teilnehmer musste damit rechnen, dass er nicht mehr nach Hause kam, und wollte deshalb den Segen eines Geistlichen hinüberretten, falls er sterben würde.»

«Erzählst du mir mehr darüber?», bat er.

Diala schwang ihre Beine über die Armlehne und setzte sich gerade hin.

«Wasser, vor allem Gletscherwasser, wird seit jeher weit hinten in diesen Tälern gefasst und in diesen offenen Holzleitungen den Hängen entlang bis über die Wiesen oberhalb der Dörfer geleitet, wo es gleichmässig verteilt wird. Viele dieser Wasserkanäle, dieser Suonen, liegen auf hakenförmigen Holzkeilen, die einst auf halsbrecherische Weise in die Spalten der senkrechten Felswände getrieben wurden. Früher waren sämtliche Suonen aus Holz und damit gegenüber den gewaltigen Kräften von Lawinen und Felsstürzen sehr verletzlich. Wenn ein Teil der Leitung zerstört wurde, musste diese so schnell wie möglich repariert werden. Es wurde ein Trupp gebildet, der aus rund fünfzehn Männern und einem zweihundert Meter langen Seil bestand. Am Morgen vor dem Aufstieg besuchten die Männer die Kirche, um den göttlichen Schutz und Segen zu erbitten. Nach der Messe versammelten sie sich auf dem Dorfplatz, wo sie das schwere Seil aufnahmen und sich von ihren Familien verabschiedeten. Manch einer, der hoffte, am Abend wieder seine Pfeife stopfen zu können, war beim Einnachten ein zerschmetterter Körper am Fuss einer Felswand.»

«Es waren sicher auch Väter dabei», unterbrach Fabian die Erzählerin.

«Ja», sagte Diala und fuhr fort:

«Wie eine Prozession stieg der Trupp andächtig den Hang hinauf bis an die Stelle, wo eine ausgehöhlte Baumstammhälfte bereitlag. Diesen zentnerschweren Stamm banden die Bergbauern an einem Ende mit dem Seil fest, dann liessen sie ihn langsam den Hang hinunter. Zwei Männer hatten den Auftrag, die Holztraufe beim Abseilen zu begleiten, was wegen des abbröckelnden Gesteins lebensgefährlich war. Von vielen Armen festgehalten, wurde die Suone frei baumelnd über die Felswand gefiert, während weiter unten, auf einem in den Fels gehauenen schmalen Sims, Männer darauf warteten, sie entgegenzunehmen und in die Bruchstelle einzusetzen. Gelegentlich verklemmte sich

das Seil oder der Stamm blieb unterwegs stecken. Dann musste einer die Wand hinabklettern und das Seil oder die Traufe befreien. Wenn dies gelang, setzten die Männer das neue Stück ein und traten nach einem Dankgebet erleichtert die Heimkehr an. Wie musste den Dorfbewohnern zumute gewesen sein, wenn die Truppe nicht fröhlich schwatzend, sondern still und bedrückt ins Dorf einmarschierte? Wie viele und wen hatte es erwischt?, fragten sich die Wartenden. Für die eine oder andere Familie bedeutete die Ankunft der Mannschaft unermessliches Leid.»

Fabian nickte, und Kujo legte sich zu Dialas Füßen. Die Fee beugte sich zu ihm hinunter und kralte ihm zwischen den Ohren, was er sichtlich genoss und mit Schnurren erwiderte.

«Du bist sehr feinfühlig», sagte sie, nachdem sie sich wieder Fabian zugewandt hatte. «Du nimmst die kleinsten Schwingungen wahr, deshalb gerätst du in dieser leidgeprägten Umgebung in eine melancholische Stimmung. Es hat aber auch damit zu tun, dass deine eigenen Verlustängste geweckt werden.»

«Welche Verlustängste?»

«Überbleibsel aus der Kindheit.»

«Wie bitte?»

«Erinnere dich an die dominierenden Gefühle in den ersten zehn Jahren deines Lebens. Was kommt da hoch?»

«Das bringt nichts. Meine Erinnerungen an diese Zeit sind weg.»

«Eine verlorene Jugend ..., erinnerst du dich wenigstens daran?»

Fabian schaute so verblüfft drein, wie ein Huhn, das gerade ein kariertes Ei gelegt hatte.

«Woher weisst du das? Ich war doch ganz allein ...!», rief er erregt.

Einen Moment lang war es still, dann sagte er wieder mit ruhiger Stimme:

«Vor einigen Wochen erwachte ich mitten in der Nacht ohne erkennbaren Grund und hörte jemanden laut und deutlich zu mir sagen: «Eine verlorene Jugend ist dazu da, sie wiederzufinden». Ich war zwar sicher, dass ich allein im Zimmer war, machte aber dennoch das Licht an. Doch es war wirklich niemand im Zimmer ausser mir.»

Er dachte kurz nach.

«Diese Worte sind mir noch heute ein Rätsel, denn ich habe meine Kindheit nie als wertlos empfunden.»

«Dieser Satz bedeutet nicht, dass du eine sinnlose Jugend gehabt hast, sondern, dass du sie verloren hast, in deiner Erinnerung. Du hast sie verdrängt, vor allem die Gefühle und Visionen von damals.»

Fabian stellte seinen Stuhl vor Diala.

«Wieso sollte ich meine Kindheitserinnerungen verdrängen wollen, wenn ich doch als Kind meistens zufrieden war?»

Die Fee, die genau wusste, wie sie ihn zum Nachdenken verführen konnte, grub ihre Hand in seine Wuschelhaare, denn Fabian liebte es unendlich, wenn ihm jemand in den Haaren herumwühlte.

«Schleif mal etwas tiefer», bat sie ihn.

«Schleifen ...? – Du hast Ausdrücke.»

«Egal, sieh tiefer in dich hinein.»

Fabian empfand ein leichtes Schwindelgefühl. Leise begann er zu erzählen:

«Ich wuchs bei meiner Grossmutter und ihrem zweiten Mann auf. Einige Jahre vor meiner Geburt war mein richtiger Grossvater mit dem Motorrad gestürzt und unter die Räder eines Holztransporters geraten; er war sofort tot. Meine Eltern liessen sich scheiden, als ich dreijährig war, hat man mir gesagt. Mit meinem Bruder war ich nur ein paar Jahre zusammen, bevor er in ein Heim gesteckt wurde. Weshalb, weiss ich heute noch nicht recht. Vermutlich waren die alten Leute mit uns beiden überfordert. Meine Grossmutter sprach ich stets als Mutter an. Ich realisierte erst als Teenager, dass sie es gar nicht wirklich war. Für mich spielte das aber keine Rolle.»

Fabian unterbrach kurz, als ob er über das zuletzt Gesagte nachdenken müsste.

«Sonst verlief meine Kindheit ganz normal: Ich spielte wie alle andern, machte Fensterscheiben kaputt, klärte als Detektiv Fälle auf. Ich war viel mit dem Fahrrad unterwegs, ging mit dem Stiefgrossvater im Wald Holz sammeln und Pilze suchen, wurde von einem Hund gebissen, vergrub im Garten unsere von den Autos totgefahrenen Katzen ...»

«Hallo Fabian!» Diala schaute ihm tief in die Augen. «Du öffnest nur leere Hülsen.»

Fabian schien wie aus einer Trance erwacht:

«Was ...?»

«Das war nur die Oberfläche. Sag mir, wer dir Zärtlichkeit und Nestwärme gab?»

Fabian überlegte.

«Niemand, wenn ich es mir recht überlege.»

«Und was fühlst du, wenn du dich an die ersten drei Jahren erinnerst, als deine Eltern noch zusammen waren?»

«Die ersten drei Jahre? – Da fällt mir nichts ein, es liegt zu weit zurück.»

Die Fee liess nicht locker.

«Was fühlst du, wenn du dich als zweijähriges Kind siehst? Schliess die Augen, lass Bilder aufsteigen, fühle!»

Fabian machte die Augen zu und wartete. Diala berührte seine Stirn, dabei verspürte er ein Kribbeln oberhalb der Nasenwurzel. Langsam tauchten zerstückelte Erinnerungen und Gefühle auf:

«Langeweile», murmelte er, «ich bin allein, niemand spricht mit mir, niemand spielt mit mir ... Wo ist meine Mutter ...? Ich sehe Licht. Durch die Spalten der Fensterläden dringt nur schwach Sonnenlicht ins Zimmer. Ich höre Kirchenglocken. Der Wind wiegt ihre Töne hin und her, verändert ihren Klang; sie schweben einmal dumpf, dann wieder ganz klar durch das leicht geöffnete Fenster hinein. Ich möchte hinaus, aber ich kann nicht. Es ist niemand da, der mich aus dem feuchten Bett nimmt. Die Wohnung ist kalt. Ich sehne mich nach Wärme. Das Geläut der Kirchenglocken klingt ab: zuerst die kleinste, dann die nächst grösseren, bis nur noch die grosse Glocke schwingt. Ich warte gespannt auf den letzten Schlag, dann ist es still. Nur das Zwitschern der Vögel und gelegentliches Kindergeschrei begleiten die Leere ...»

Fabian hielt inne. Er sah Diala verdutzt an.

«Das ist ja interessant, so ähnlich ging es mir auch, als ich wie gelähmt im Bett lag und mich der leuchtende Arm aus dem Alleinsein befreite. In beiden Fällen fühlte ich die gleiche Traurigkeit ...»

Fabian bemerkte nicht, dass die Einsamkeit, die er als Kleinkind empfunden hatte, in kleine Tränen gegossen aus seinen Augen quoll.

Diala liess ihn ein Weilchen grübeln und fragte ihn dann, was er gegenüber seiner Mutter fühle.

«Ich hege keine Hass- oder Rachegefühle, wenn du das meinst. Meine Mutter hat für mich nie existiert. Als Kind war ich zufrieden, so wie es war, und später wurde mir

bewusst, dass ich die Gründe für die Scheidung meiner Eltern weder kannte, noch dass sie mich interessierten. Ich weiss noch heute nicht, welche Rolle mein Vater in dieser Geschichte gespielt hat. Wo war er überhaupt die ersten drei Jahre meines Lebens? – Ich habe nie darüber nachgedacht, wer für die Trennung verantwortlich sein könnte, ich suche nicht nach Schuldigen.»

Fabian tupfte sich mit dem Taschentuch die Wangen trocken.

«Das siehst du richtig, denn hier geht es nicht um Schuld, sondern um das Erkennen von Zusammenhängen. In deinem Fall ist einschneidend, dass du schon kurz nach der Geburt deine Mutter und damit die nährend Wärme und Geborgenheit verloren hast. Ein paar Jahre später nahm man dir den Bruder weg. Und schliesslich hast du deine langjährige Freundin verloren, bei der du dich im Grunde genommen wohl gefühlt hast. Logisch, dass du nun ständig Angst hast, etwas zu verlieren, was dir lieb geworden ist. Dieses Problem musst du lösen, denn es hindert dich daran, vom Fleck zu kommen.»

Die Fee hielt einen Moment lang inne, dann fragte sie:

«Wo fühlst du dich geborgen?»

Fabian schien die Frage nicht gehört zu haben. Er zuckte zusammen.

«Wie? – Was hast du gesagt?»

«Ich fragte, wo du dich geborgen fühlst?»

Er schloss die Augen und antwortete nach einer Weile:

«Dort, wo ich mich zurückziehen kann; das ist ein räumlicher Ort in einer vertrauten Umgebung. Und wenn ich mich dann noch an einen warmen Körper schmiegen kann, ist mir am wohlsten. – Im Mutterleib muss es so gewesen sein.»

«Vertrautheit ist dir sehr wichtig, nicht?», fragte Diala weiter.

«Unbedingt. Es braucht sehr viel, dass ich einem Menschen, mit dem ich mich gut verstehe, wirklich böse bin. Aber wenn jemand mein Vertrauen wissentlich missbraucht, dann dringt das Messer tief in mich hinein. In dieser Sache bin ich sehr verletzlich.»

«Wie würdest du das Wort <Vertrauen> definieren?»

«Hm, gar nicht so einfach. Lass mir etwas Zeit.»

Er senkte den Kopf und kratzte sich an der Stirn.

«Vertrauen», begann Fabian vorsichtig, «ist ein Gefühl der Nähe und der Verbundenheit, die auf gegenseitiger Achtung beruht. Vertrauen ist der Glaube daran, vom Gegenüber nicht belogen, enttäuscht oder willentlich verletzt zu werden.»

«Aha!», sagte Diala. «Jetzt stell dir vor, du wärst ein hilfloses kleines Kind, das mit Haut und Haar abhängig ist von seiner Mutter in der innigsten Beziehung, die es überhaupt geben kann. Und von einem Tag auf den andern wird diese zweite Nabelschnur gekappt. Du erleidest ein Trauma. Spürst du, auf was ich hinaus will?»

«Ich denke schon: Plötzlich verschwindet dieses grosse warme Geschöpf, das mich in seinen Armen gehalten und mich gestreichelt hat. Ich habe mich restlos hingeeben und werde auf einmal mit Kälte bestraft.»

«Genau», sagte Diala, «das ist ein Vertrauensbruch, der in die noch weichen Knochen geht.»

Fabian überlegte einen Augenblick und meinte:

«Langsam verstehe ich. Weshalb bin ich nicht selbst darauf gekommen?»

«Deshalb hast du mitten in der Nacht diesen Tipp mit der verlorenen Jugend erhalten. Da wollte dich jemand darauf aufmerksam machen, dass deine unterdrückten Gefühle an die Oberfläche drängen. – Was macht ein Mensch, der jahrelang keine Liebe und Zuneigung spürt? Er holt sie sich, jeder auf seine Art. Du hast sie in vielen Nebenromanzen gesucht. Deine Liebschaften waren getarnte Rückzüge in die Wonne des Mutterleibs. Wenn du es fertigbringst, Liebe und Geborgenheit in dir selbst zu finden, dann verschwinden alle Verlustängste, alle Panikattacken.»

«Und wie schaffe ich das?»

«Den Anfang hast du bereits gemacht: Du suchst keine Schuldigen. Wer Schuld zuweist, bleibt in Rachegefühlen hängen und findet keine innere Ruhe.»

«Und wie weiter?»

«Das weisst du selbst am besten.»

«Nein, ich habe keine Ahnung.»

«Du hast doch früher meditiert», sagte Diala, «fang wieder damit an. Gewinn die innere Ruhe auf diese Weise zurück und suche gleichzeitig weiter nach verlorenen Erinnerungen; vor allem den Gefühlen musst du nachspüren. Nimm dir Zeit für die Innenschau. Alles, was du dazu brauchst, ist Geduld. Aber versuche nicht, diesen

Prozess mit Drogen zu verkürzen. In deinem Unterbewusstsein ist noch zu viel Verlustangst gespeichert, die mit einem Rauschmittel angeheizt Feuer fangen könnte. Wer nichts über seine karmische Erbmasse weiss, der kann auch mit relativ zahmen Treibern wie Marihuana Horrortrips erleben.»

«Wie meinst du das?»

«Alle Erfahrungen aus dem gegenwärtigen und aus früheren Leben liegen im dunklen Keller deines Unterbewusstseins. Du könntest gewisse Bilder nicht verkraften, wenn sie dir ohne Warnung vorgesetzt würden. Erinnerst du dich an jene Nacht, als du meinstest auszurasen, weil für dich alles sinnlos geworden war, weil nichts mehr da war, was dir hätte Halt geben können – keine Freunde, keine Liebe und auch kein Ort, wohin du hättest fliehen können?»

Fabian nickte.

«Das war die Wirkung des Marihuanas. Das berauschende Kraut verstärkte deine Angst vor Liebesentzug um ein Vielfaches und hievte dich zu schnell an jenen Punkt, der für alle, die sich auf der Morgenlandfahrt befinden, die grösste Mühe bereitet: den Verlust von dem, was das Persönlichkeits-Ich, das Ego, darstellt, das Überschreiten der Schwelle in den Raum, in dem es nichts anderes mehr gibt als das Eine. Wer für diese Reise schlecht ausgerüstet ist, das heisst zu viel Ballast in seinem Rucksack herumträgt, läuft Gefahr, tief zu fallen. Bevor du dein Ego bewusst und ohne Angst aufgeben kannst, musst du mit kleineren Aderlassen umgehen können.»

«Schön», antwortete Fabian, obwohl er nicht alles begriffen hatte, «aber das Problem war ja, dass ich beim Meditieren, wenn ich einen gewissen Zustand erreicht hatte, Angst davor bekam ...»

«... dich gehen zu lassen», beendete Diala den Satz. «Weshalb denn? Hast du auch Angst vor dem Einschlafen?»

«Nein. – Trotzdem, ich kann nicht einfach so über meinen Schatten springen.»

«Das ist eine Frage der Einstellung. Denk darüber nach!»

Fabian sah Diala fragend an.

Es zischte neben Fabian, und auf dem Tisch, dort wo zuvor das Fernrohr gestanden hatte, dampfte es aus einer Teekanne und einem Schälchen.

«Das ist eine Feenspezialität, die sich immer dann anbietet, wenn man tief und gut

schlafen möchte», sagte Diala.

«Du meinst eine Giftmischung», meinte Fabian schurkisch.

«Soviel ich weiss, ist mit Zitronenmelisse, Honig und etwas Hopfen noch niemand umgebracht worden. – Na? Traust du mir nicht?!»

Fabian nahm einen Schluck.

«Nicht schlecht dieses Bier», schmunzelte er, «vielleicht etwas zu warm.»

Noch bevor er das Schälchen ausgetrunken hatte, bemerkte er, dass die Harfenmusik verstummt und Armanda verschwunden war. Bei allem Diskutieren und Träumen war Fabian auch nicht aufgefallen, dass es finster geworden war. Der Himmel bildete ein schwarzes Zeltdach voller Löcher, durch die ein Licht aus einer andern Welt schien.

Fabian liebte die Sterne. Darunter waren einige, die er besonders mochte, wie die Plejaden, die von Dialas Felsterrasse aus gut sichtbar waren: hell und leicht bläulich strahlte der Sternhaufen. Fabian wusste, dass das von diesen Sternen ausgehende Licht mehrere Hundert Jahre unterwegs war, bis es die Erde erreichte. Sollte es dort Leben geben, dann hätte ein Wesen, das ihm ein Lächeln zuschicken wollte, dies vor sehr langer Zeit tun müssen. Fabian lächelte trotzdem zurück. Er benötigte keinen wissenschaftlichen Beweis für ausserirdisches Leben. Ausserdem war ihm jetzt wichtiger herauszufinden, wer oder was er war, bevor er wieder intensiver mit den Sternen kommunizieren wollte. Als Knabe wusste er noch intuitiv um die Zusammenhänge zwischen dem All und seinem Innern: wie aussen, so innen. Deshalb schaute er damals weniger in die Schulbücher als zu den Sternen, die doch der Wahrheit viel näher sind. Auch auf den Sportplätzen war er als Jüngling nicht zuhause. Wenn das Wort «All» oder «Kosmos» fiel, war er derjenige, der etwas zu sagen hatte. War aber von «Elfmeter» oder «Cross-Checking» die Rede, dann hielt er sich wohlweislich zurück. Das waren nicht seine Gebiete. Seine grosse Liebe galt der Unendlichkeit. Sah er Captain James T. Kirk im Fernsehen, dann musste alles andere warten. Nur zu gerne wäre er mit der «Enterprise» durch das All gereist und auf fremden Planeten gelandet ...

«Die Sehnsucht nach dem All ist nichts anderes als der brennende Wunsch, sein wahres Wesen zu finden», unterbrach ihn Diala in seinen Gedanken. Sie legte eine Hand auf seine Brust. Fast im selben Moment spürte er, wie es an dieser Stelle warm wurde.

«In deinem Innern ist der Kosmos», fuhr die Fee leise fort. «Es heisst nicht von ungefähr in alten Schriften: Wer nicht aufhört, in seinem Innern zu suchen, wird eines Tages erschüttert staunen, denn er wird sich selbst und damit das All finden.»

«Aber es heisst auch: per aspera ad astra^{*}», gab Fabian lächelnd zurück, der glaubte, mit seinen Lateinischkenntnissen einen Treffer gelandet zu haben.

«Stimmt», pflichtete ihm Diala bei, «der Weg zu den Sternen führt nicht über einen Golfrasen. Aber wenn du es wirklich willst, erreichst du schliesslich jedes Gestirn.»

* Über raue Pfade gelangt man zu den Sternen.

ZWISCHEN ERDE UND HIMMEL

Noch am selben Abend – Diala hatte sich bereits zurückgezogen – begann Fabian wieder zu meditieren. In seinem Höhlenzimmer machte er es sich auf einem Wurzelstuhl bequem. Den exotischen Lotossitz hatte Fabian nie hingekriegt. Er hatte schon Mühe mit dem gewöhnlichen Schneidersitz.

Anfänglich wollte es ihm nicht gelingen, seinen Kopf zu entleeren und «die Gedanken verdunsten zu lassen», wie ihm Diala geraten hatte. Doch mit der Zeit wurde es still in der Wandelhalle der Gedanken. Fabian löste sich langsam auf und verschwand in einem riesigen imaginären Wattebausch. Aber schon verliess ihn der Mut. Er hatte Angst vor dem Ungewissen und davor, die Kontrolle zu verlieren. Ausserdem war er zu müde, um auf wildfremdem Territorium Indiana Jones zu spielen. Fabian kehrte zurück in Dialas geschützte Kristallhöhle.

Eigentlich wäre er noch gerne auf die Felsterrasse gegangen, um mit dem Teleskop das All abzusuchen. Doch er war zu erschöpft. Es war ja auch ein anstrengender Tag gewesen. Diala hatte ihn ganz schön gefordert, körperlich und geistig. Und vielleicht trug auch der Melissen-Hopfen-Honigtee das Seine dazu bei.

Kaum lag er unter der Bettdecke, schlief er ein. Doch kurz nach Mitternacht wachte er auf: Die Angst war wieder da. Sie legte sich zu ihm ins Bett und umhüllte ihn mit ihrem bleiernen Schleier. Fabian versuchte, die aufgepeitschten Gedanken zu sammeln. Sie schwirrten wild durch den Kopf, kollidierten mit der Schädelwand und verursachten einen unangenehmen Druck, der in Kopfschmerzen ausartete. Sollte er zu Diala hinübergehen, sie wecken und um Hilfe bitten?

Fabian blieb im Bett. Er wollte es allein schaffen. Für einmal liess er die Angst an sich herankommen, sog sie mit allen Poren seiner Haut auf. Dabei erzitterte sein Körper, als ob ein tollwütiger Geist in ihn gefahren wäre, der ihn zum Platzen bringen wollte. Fabian hielt es nicht lange aus. Er warf die Bettdecke zurück und sprang auf. In diesem Augenblick entzündeten sich wie auf Kommando die Kerzen in den Laternen. Schlotternd und nach Luft ringend ging er herum, ohne etwas vom wundersamen Kerzenspektakel wahrzunehmen. Und auch den flaumigen Moosboden unter seinen

Füssen spürte er nicht.

Ausser dem Rauschen eines weit entfernten Bachs und dem gelegentlichen Klappern seiner Zähne war kein Laut zu hören. Er ging zum Fenster. Draussen schien schwach der Mond auf die nackten Felsen und färbte sie bläulich. Was für eine Nacht! Was für eine Aussicht! Das Bild erinnerte ihn an Roman Polanskis Film *Tanz der Vampire*, an die Szene, in der Professor Abronsius und sein Gehilfe auf die vom Mond gespenstisch beleuchtete Landschaft blicken und sich überlegen, wie sie dem zähnefletschenden Grafen entfliehen könnten.

War er nicht in einer ähnlichen Lage? War er Diala nicht ausgeliefert wie die beiden Forscher dem adeligen Blutsauger? Seine Haare sträubten sich. Er drehte sich um. Hinter ihm stand ...

Beruhigt blickte er wieder aus dem Höhlenfenster. Langsam und gleichmässig zog er kühle, saubere Bergluft in die Lungen und stiess sie schnaubend wieder aus. Die Atemgymnastik wirkte, das Zittern liess nach. Noch vor Tagen wäre er wach geblieben, wäre ruhelos hin- und hergesprengt wie ein Raubtier hinter Gittern und schliesslich todmüde ins Bett gefallen, hätte nicht einschlafen können und wäre wieder aufgestanden.

Fabian ging in den Baderaum, wo sich spontan einige Kerzen entzündeten. Unter dem Wasserfall duschte er sich den Angstschweiss aus den Poren. Kaum lag er wieder unter der Bettdecke, fiel er in einen tiefen, erholsamen Schlaf, aus dem ihn erst die kitzelnden Strahlen der Morgensonne aufweckten.

Fabian machte sich frisch, dann suchte er Diala. In der Essecke war sie nicht, und ihre Wohnhöhle war leer. Er ging wieder zurück, an seinem Raum und am Bad vorbei, stieg die Treppe hinauf, wo ihm von der Felsterrasse her ein herrlicher Kaffeeduft entgegenströmte. Diala sass am Tisch. Sie trug ein langes Kleid. Die Haare hatte sie auf der einen Seite mit einer hölzernen Schnalle, einer kleinen Wurzel, zusammengeheftet. Wie schön sie ist, dachte er. Dialas Freund, der Luchs, lag in typischer Sphinxstellung neben ihr. Der klare Himmel prophezeite einen makellosen Tag. Es war noch kühl. Fabian wärmte sich reibend die Hände. Auf dem leeren Stuhl gegenüber Diala lag ein Pullover.

«Ist der für mich?», fragte er.

«Ja, Schlafmütze.»

«So gut habe ich schon sehr lange nicht mehr geschlafen», sagte Fabian und spannte sich dabei wie ein Pfeilbogen.

«Ich weiss, ich habe dich besucht. Du hast im Schlaf gelächelt wie eine Barbiepuppe.»

Fabian blickte die Fee erstaunt an.

«Musste doch sehen, ob du dich hier auch wirklich wohlfühlst.»

Die frische Luft, der Kaffeeduft und der reich gedeckte Tisch machten Appetit. Da waren verschiedene Brote, Butter, mehrere Töpfe mit Marmelade und Honig, eine Auswahl an Käse und eine Schale voller Äpfel zum Frühstück. Er zog sich den Pullover über und setzte sich hin. Als Erstes griff er nach einem Apfel.

«Wo nimmst du eigentlich die Früchte her?», wollte er wissen.

«Oh, ich habe so meine Quellen.»

Diala zeigte an eine Stelle hinter ihm. Fabian staunte nicht schlecht, als er am Ende der Terrasse ein kleines Bäumchen entdeckte, das voller Äpfel war.

«Der Baum stand doch gestern Abend noch gar nicht da ...?»

«Wirklich?», hauchte sie unschuldig.

Fabian starrte erst seine Gastgeberin an, dann das Bäumchen und wieder Diala. Er schüttelte kurz den Kopf und wandte sich dem Frühstückstisch zu. Was solls?, dachte er.

«Ich bin ausgehungert», sagte er, «ich habe in den letzten Monaten nur noch gegessen, um zu überleben. «Appetit habe ich mir gar nicht mehr vorstellen können; es war nur noch ein leeres Wort. Aber heute rieche ich das Brot, die Butter und den Käse wieder» – er steckte seine Nase in ein Stück Brot –, «und es macht richtig Lust hineinzubeissen.»

Diala liess ihn in Ruhe essen und trinken, während sie gelegentlich den Finger ins Honigglas steckte und genüsslich abschleckte.

«Der Kaffee ist ein Traum», schwärmte Fabian. «Ich liebe Kaffee. Allerdings muss ich aufpassen, wann und wie viel ich trinke. Davon kriege ich nämlich ...»

«... Migräneanfälle», fiel sie ihm ins Wort.

«Das weisst du auch?»

«Natürlich. Dieses Problem trägst du schon lange mit dir herum, und weit bist du damit noch nicht gekommen», neckte sie ihn.

«Moment!», opponierte Fabian. «Es hat zwar lange gedauert, bis ich gemerkt habe, dass das Koffein Ursache für diese Schmerzen war, aber ich habe es immerhin gemerkt. Ist es nicht paradox, dass die Anfälle verschwinden, wenn ich bei den ersten Anzeichen von Migräne einen Kaffee trinke?»

Dann erzählte er, was ihm wegen einer heftigen Migräne während der Arbeit einmal passiert war: «Ich war auf einem Schiff, das noch mit mechanischem Ruder ausgerüstet war und ..., aber das spielt hier keine Rolle ..., also, der Morgen war grau, die Wolken hingen tief am Himmel ...»

Diala hüstelte leicht vor sich hin und blickte betont unschuldig zu Kujo.

«Ich hab schon verstanden», brummte Fabian, «aber gerade wegen des schlechten Wetters kam es überhaupt dazu. Wir hatten kaum Passagiere an Bord. Es war langweilig, und wenn nichts lief, trank ich viel Kaffee. Ich hatte schon eine Menge davon getrunken, als sich gegen Mittag unerwartet der Himmel auftrat. Es wurde warm, die Leute strömten in Scharen auf unser Schiff, und ich kam ins Schwitzen. Die meisten Passagiere hatten noch keinen Fahrschein, sie warteten alle am Schalter auf mich. Noch bevor ich das Seil von den Pollern gelöst hatte und das Schiff ablegte, überfiel mich eine Migräne; die Augen begannen zu flimmern, ich sah nur noch wie durch Milchglas. Ich ging in den Toilettenraum, um meine Augen mit kaltem Wasser zu kühlen. Am liebsten hätte ich schnell einen schwarzen Kaffee getrunken, aber es blieb mir keine Zeit dafür. Als ich Fahrscheine herausgeben und die Kasse öffnen wollte, fehlte der Schlüssel. Ich stürzte zum Toilettenraum, doch der Schlüssel war weg! Ich wurde nervös. Nur mit Mühe konnte ich die Umgebung wahrnehmen, mir war übel, und die Leute wurden ungehalten. Ich ging zurück an den Schalter und fragte den ersten Fahrgast, ob er die Summe für die gewünschte Fahrkarte exakt auszahlen könne, da ich den Kassenschlüssel nicht finde. Glücklicherweise hatte der Mann Verständnis. Er kramte sein ganzes Kleingeld hervor.»

Fabian nahm ein Stück Brot und strich, während er weitererzählte, je eine dicke Schicht Butter und Konfitüre darauf.

«Mein Missgeschick hatte sich vor dem Schalter rasch herumgesprochen. Mit der Zeit hatte ich so viel Kleingeld zusammen, dass ich auf alle Beträge herausgeben konnte. Auf dem Schalterisch häuften sich Geldscheine und Münzen, was die Fahrgäste

sichtlich erheiterte. Als ich den nächsten Hafenort durchgeben wollte und das Mikrofon packte, entdeckte ich auf dem Verstärker der Lautsprecheranlage den Kassenschlüssel. Ich hatte ihn gar nicht zur Toilette mitgenommen.»

«Ich erinnere mich noch sehr gut daran», sagte Diala grinsend.

«Wie meinst du das?»

«Der erste Fahrgast, der stöhnend in allen Taschen nach Kleingeld suchte – das war ich!»

«Was ...? Es war doch ein Mann?!»

«Na und? – Ich liebe es, verschiedene Rollen zu spielen.»

Fabian war verwirrt: Meinte sie das ernst oder machte sie sich lustig über ihn? Aber nach allem, was er bisher mit ihr erlebt hatte, schien sie über unglaubliche Fähigkeiten zu verfügen.

«Und?», hörte er sie sagen, «ist das Migräneproblem verschwunden?»

Er nahm einen Schluck Kaffee und sagte: «Natürlich nicht, ich habe die Brühe zu gern. Immerhin weiss ich heute, dass ein Gift gleichzeitig ein Heilmittel sein kann. Ich habe dieses Gesetz letzte Nacht auch auf andere Weise ausprobiert und bestätigt. Als nämlich die Angst über mich kam, habe ich sie nicht abgewiesen, sondern im Gegenteil mit offenen Armen empfangen. Ich glaube, nun habe ich die Angst im Griff.»

«Du bist auf dem richtigen Weg dazu», relativierte Diala. «Wichtig ist dabei, dass du deinen Helfern treu bleibst ...»

Die Fee blickte ihn an, als ob sie eine Reaktion erwarten würde.

«Woran denkst du», fragte sie harmlos.

«An die Helfer ... du sagtest, ich soll meinen Helfern treu bleiben.»

«Ja und?»

«Ist das wieder so ein absichtlicher Zufall? Vor Kurzem hatte ich einen Traum, in welchem ein fliegender Mann mit selbst gebastelten Flügeln plötzlich in Schwierigkeiten geriet und abstürzte. Ein Hubschrauber landete neben dem Verunglückten, und dann hörte ich jemanden sagen: «Hiermit gelobe ich, meinen Helfern treu zu bleiben!» Ich glaube, der Abgestürzte sagte dies zu seinen Rettern. Die zwei Wesen aus dem Hubschrauber erzählten mir danach, sie seien diesem Mann schon mehr als einmal zu Hilfe gekommen.»

Diala steckte den Finger in den Honig und tupfte ihm damit auf die Nase.

«Es waren deine Freunde, die dir sagen wollten, dass sie stets bei dir waren und es immer sein werden», erklärte sie. «Brenn es dir ins Hirn: Du bist nie allein! Niemand ist jemals wirklich allein. Auf der Traumebene hast du dies begriffen, jetzt solltest du es noch auf der Wachebene schnallen.»

Diala hatte wieder ihr typisches Grinsen aufgesetzt.

«Dann war ich jener Ikarus?», fragte Fabian.

«Logisch. Alle deine Probleme der letzten Monate haben damit zu tun, dass du fliegen lernst. Die Depressionen waren nichts anderes als ein Druckmittel, um dich zu zwingen, über die Bücher zu gehen. Du hättest jetzt die Möglichkeit, dich vom Schweren, von dem, was dich bedrückt, zu lösen. Aber während sich der Flieger in dir hinaufschwingen möchte, belastet ihn dein Ich mit Sorgen, Ängsten und alten Gewohnheiten. Lass ihn doch ziehen, wenn ihm schon eine Hand gereicht wird!»

«Sind wir hier eigentlich in einer Therapie?», fragte Fabian gallig.

«Du hängst deinem Flieger gerade einen weiteren Stein an.»

Fabian kniff die Lippen zusammen.

«Du hast recht», antwortete er verlegen.»

Diala lächelte und strich ihm mütterlich über die Haare.

«So lasse ich mich gerne psychisch aufpäppeln», schnurrte Fabian.

Diala liess von ihm ab und sagte kühl:

«Bewegungstherapie ist auch nicht schlecht gegen Depressionen.»

Fabian trank die Tasse aus und schielte zum Himmel.

«Postkartenreif», sagte er, denn er wusste, auf was sie hinauswollte, und ein Ausflug kam ihm gerade recht. «Wie wärs mit einem Spaziergang, wenn wir ... ähm ich ... fertig gegessen habe?»

«Das wollte ich auch gerade vorschlagen», antwortete Diala lächelnd.

Nach ein paar weiteren Broten mit reichlich Konfitüre darauf und mehreren Tassen Kaffee schnappte sich Fabian einen weiteren Apfel und biss hinein.

«Moment, ich möchte meine Kamera noch holen.»

Er zögerte.

«Und wer macht den Abwasch? Kujoo?», rief er Diala nach, die bereits eine Treppe

hinaufstieg.

«Hat Zeit!», tönte es von oben, und schon war sie verschwunden.

Das gibt wieder ein Rennen, dachte Fabian. Er stürzte in sein Höhlenzimmer, ergriff die Kamera und eilte der Fee nach. Gerade als er die ersten drei Stufen der Treppe hochspringen wollte, sagte eine tiefe Stimme hinter ihm:

«Wir haben doch eine Geschirrspülmaschine ...»

Fabian verpasste die Stufe und fiel hin. Er sah sich um. Auf der Terrasse sass niemand anders als Kujo. Ein kalter Schauer kroch Fabians Rücken hinauf bis in die Haare, die nach allen Seiten flohen. Er federte auf die Beine und hastete die Treppe hinauf.

Das Wandertempo stimmte für ihn. Diala nahm es gemütlich. Sie genoss sichtlich Sonne und Wind. Fabian piffte ein Lied vor sich hin, was er schon lange nicht mehr getan hatte. Er war zufrieden. Sein Leben nahm wieder Farbe an.

Es duftete wie in einem Gewürzladen. Fabian kamen Erinnerungen an die Provence hoch, an das dreimonatige Vagabundenleben mit Lea in Frankreich, an die regnerische Mistralnacht im Zelt, als sie die Stangen festhalten mussten, während der Wind ihr Zelt fast wegblies und das Wasser von allen Seiten durch die Stoffwände sickerte, oder wie sie in einem kleinen Nest die besten Pizzas aller Zeiten zu essen bekamen und wie sie an der fast menschenleeren Westküste nackt und braun gebrannt am Strand lagen.

Während Diala und Fabian über den weichen Waldboden talwärts gingen, sprachen sie nicht viel. Dann und wann fragte Fabian nach dem Namen einer Blume oder eines Schmetterlings. Bisher hatte er neben den herrlichsten Blumen vorbeigehen können, ohne diese zu beachten. Mit Diala an seiner Seite war die Welt um ihn herum wie verwandelt. Es dünkte ihn, die vielen Blumen, Gräser und Tiere, die ihnen begegneten, wollten seine Aufmerksamkeit gewinnen. Erstmals interessierten ihn Blumen wie zum Beispiel eine Orchideenart namens «Rotes Waldvögelein», dessen Blattstellung an einen Vogel im Flug erinnerte, oder den «Storchschnabel», eine purpurfarbige Blume, die so gar nicht wie ein Storchschnabel aussah.

Als er Diala bat, sich für ein Foto neben eine Flockenblume – eine seltene und geschützte Pflanze – zu setzen, wehrte sie lächelnd ab. Er wäre zu enttäuscht, wenn nichts daraus würde, sagte sie. Dessen ungeachtet knipste er munter drauflos.

Von allen Blumen, die ihm Diala vorstellte, kannte er nur gerade die leuchtend blaue Kornblume. Sie gehörte zusammen mit dem knallroten Mohn und vielleicht fünf, sechs andern blühenden Gewächsen zu seinem gesamten floristischen Wortschatz. Doch auch als Banause auf dem Gebiet der Botanik war ihm längst aufgefallen, dass im Unterland Kornblumen und Mohn wegen der intensiven landwirtschaftlichen Nutzung und der «Veredlung» des Saatguts aus den Getreidefeldern verschwunden waren. Fabian fiel ein, dass er als Kind gelegentlich einen blau-roten, mit Gersteähren angereicherten Blumenstrauss nach Hause getragen hatte, und dass er vor nicht langer Zeit mit Lea Hand in Hand an Getreidefeldern im Süden Frankreichs entlanggewandert war, in denen noch reichlich Mohn- und Kornblumen wuchsen.

Diala und Fabian kamen an ein Federgrasfeld, das sich im Wind wog wie ein sturmgepeitschter See. Fabian blieb stehen und fuhr mit der Hand über die weichen Graspinsel.

«Hier ist ein guter Ort zum Meditieren», sagte sie. Sie setzte sich gleich auf einen grossen moosbewachsenen Stein und nahm eine perfekte Lotosstellung ein. Fabian suchte sich einen bequemen Platz mit Rückenlehne. Er schloss die Augen, entspannte sich, holte ein paar Mal tief Luft und atmete leicht und regelmässig. Er blies störende Gedanken aus und sog den Frieden und die Ruhe ein, die diesen Ort bewohnten. Das laute Zirpen der Feldgrillen im wallenden Gras war Bestandteil dieser Ruhe. Nicht einmal das Rauschen des in der Ferne aus einem Tunnel herausfahrenden Zuges vermochte die Stille zu stören.

Fabian war sofort weg. Er hatte diesmal keinen Disput mit seinen Gedanken auszufechten. Sie verstummten ganz von selbst. Zurück blieb eine Leere, die ihn ausfüllte.

Plötzlich gab es einen Ruck; etwas hob Fabians Geist hoch. Wie der Rauch eines vom Wind entfachten Buschfeuers stieg er mit grosser Geschwindigkeit auf und liess alles Schwere zurück. In diesem losgelösten Zustand verharrte er lange. Vielleicht hätte es ihn ganz weit fortgetragen und ihm zu einem inneren Weitsprung verholfen, wenn ihn nicht das Knattern eines Helikopters aufgeschreckt hätte. Als Fabian die Augen öffnete, überflog ihn ein knallroter Hubschrauber in geringer Höhe. Dass der gerade hier vorbeilärmen muss, dachte er ärgerlich. Er sah zu Diala hinüber, die ihm direkt in

die Augen schaute.

«Wie wars?», fragte sie.

«Ich war noch nie so schnell und so weit fort», krächzte Fabian mit leicht ausgetrocknetem Hals und streckte sich wie eine Katze. «Das heisst, eigentlich war ich gar nicht weit weg; vielmehr war es der Raum, der sich umso weiter ausdehnte, je tiefer ich in mich hineinblickte. Du hast mal gesagt, wer lange genug in sich hineinblicke, werde schliesslich das All entdecken. Ich glaube, ich weiss nun, was du damit meinst. Ich bin neugierig, wohin es mich hingespült hätte, wäre nicht dieser fliegende Rasenmäher aufgetaucht.»

Diala kniff die Augen ein wenig zu; sie schien ihn zu scannen. «Alles der Reihe nach, nicht gleich wie eine Rakete davonpreschen», sagte sie, «dein erstes Ziel müsste heissen: klar denken. Danach solltest du die innere Ruhe, dein Gleichgewicht, deine Mitte wieder finden, dann würde es dir auch leichter fallen, klar zu handeln.

«Was du sagst, leuchtet mir ein. Vor allem, was das klare Denken betrifft. Seit meinem psychischen Absturz tanzen mir die Gedanken immer wieder davon ...»

«... mit dem Resultat, dass du dir weder Ziele stecken, noch diese erreichen kannst», schloss Diala den Satz ab. «Auf der Reise ins Morgenland brauchst du einen klaren Kopf, denn der Weg dahin hat viele Abzweigungen mit Umwegen, die dich viel Zeit kosten.»

«Und wie lange soll diese Reise dauern?», fragte Fabian.

«Das kann ich dir nicht sagen. Du bist dein eigener Reiseleiter.»

«In dem Fall langt bei mir ein Leben nicht.»

«Da bist du nicht der Einzige.»

Fabian setzte sich zu Füssen Dialas ins Gras. Von Weitem sahen die beiden aus wie ein Guru und sein Schüler auf einem fliegenden Teppich – dem wogenden Federgras. Zum Thema «Reinkarnation» hatte er schon einiges gelesen und gehört. Er war dieser Vorstellung nicht abgeneigt; sie schien ihm eine logische und gerechte Einrichtung zu sein. Oder was sollte es für einen Sinn machen, geboren zu werden und zehn Tage darauf hungers zu sterben, wie das an vielen Orten der Erde alltägliches Schicksal ist. Oder wie sinnvoll war es, als vielleicht zehnjähriges Kind von Kugeln durchsiebt zu werden, in einer Gegend, wo der Kriegszustand normal ist, und wo sich jede mordende

Partei auf ihren Gott beruft?

«Schwer vorzustellen, wieder in einen Mutterleib zurückzukehren», sagte Fabian.

Diala streichelte das hüfthohe Gras, das Welle um Welle heranrollte.

«Sieh dieses Gras», sagte Diala. «Es wächst, wiegt sich im Wind, verdorrt und zerfällt.

Und später dient das zu Boden gewordene Gras als Nahrungsmittel für neues, anderes Leben, vielleicht für Kornblumen.»

«Der Beweis für die Wiedergeburtstheorie steht dennoch aus», ketzerte Fabian, um mehr aus ihr herauszukriegen.

«Frühere Leben sind im Labor nicht beweisbar, aber sie sind erfahrbar. Die Natur benötigt auch keine Beweise um zu wirken; sie vertraut ihren Erfahrungen, und ich traue den meinen. Übrigens, als ich dich letzte Nacht betrachtete, während du schliefst, entdeckte ich eine dunkle Stelle in der Aura um die Nabelgegend. Dann kamen Bilder: Du respektive das Du im vergangenen Leben lag in einem Schützengraben auf der Lauer.»

Fabian horchte auf.

«Du warst Führer einer Gruppe von Soldaten, die du mit deiner fanatischen Begeisterung für die nationale Sache fest im Griff hattest. Die jungen Männer sahen zu dir auf. Du warst ihr grosses Idol, ihr Held. Sie gingen für dich durchs Feuer. Und dann kam es zum Nahkampf, Mann gegen Mann. Dabei liessst du dich eine Sekunde lang ablenken, was dein Gegenüber ausnutzte und dir mit aller Kraft das Bajonett in den Bauch stiess, etwa dort, wo sich bei dir der Nabel befindet. In diesem Moment wurdest du dir bewusst, wie sehr dich deine Sichtweise in die Irre geführt hatte. Mit einem Mal war alles, wofür du gelebt, gekämpft und andere dafür berauscht und verführt hattest, bedeutungslos. Ehre, Pflicht, blinder Gehorsam, Vaterland, Feinde – all dies waren in Wahrheit hohle Worte, nichts als gedrillte Illusionen. Der Augenblick des Todes war die Hölle für dich. Die Stiche, die du in den letzten Monaten in der Magengegend gespürt hast, haben mit der Angst zu tun, dieses grauenvolle Gefühl noch einmal erleben zu müssen, für etwas gestorben zu sein, was keinen Wert hatte.»

Fabian war fassungslos. Er begriff mit einem Schlag, weshalb er schon als Kind ein unangenehmes Gefühl, ein Stechen in der Nabelgegend verspürt hatte und ihm fast übel wurde, wenn ihm jemand an dieser Stelle herumfummelte.

«Jetzt wird mir einiges klar», sagte er leise, «deshalb hasste ich den Militärdienst, verweigerte ich die Waffe und entzog mich der Schulung zum Unteroffizier; deshalb werde ich aggressiv, wenn ich alte Männer sehe, die stolz ihre Kriegsauszeichnungen an der Brust präsentieren, oder wenn ich Kriegsszenen ansehen muss, in denen schreiende Männer mit Schwertern oder Gewehren mit aufgesetzten Bajonetten aufeinanderprallen ... und nun verstehe ich auch, weshalb ich jegliche Führungsrolle ablehne und ich nie unter einer bestimmten Flagge marschieren würde.»

«So ist es. Diese Erfahrung ist auch der Grund, weshalb du Mühe hast, dich durchzusetzen, zu überzeugen. In dir gärt die Erinnerung daran, dass deine fehlgeleitete Überzeugungskraft viele junge Menschen in den Tod gerissen hat. Und in diesem Leben möchtest du nicht noch einmal in eine ähnliche Situation geraten.»

Mehrere Minuten lang war es still zwischen den beiden. Eine Biene liess sich auf Fabians buntem Pullover nieder, bis sie feststellte, dass diese Blume keinen Nektar anbot.

Mit gedämpfter Stimme nahm Fabian das Gespräch wieder auf:

«Jetzt verstehe ich auch, weshalb so viele unterschiedliche Meinungen über Gott und die Welt herumgereicht werden: Weil jeder Mensch aus vielen Leben eigene Erfahrungen angehäuft hat, aus denen er seine gegenwärtigen Vorstellungen schöpft.»

«Du sagst es», bestätigte die Fee. «Aus diesem Grund gibt es unendlich viele Wahrheiten auf diesem Planeten und ebenso viele Menschen, welche die Wahrheit, ihre Wahrheit, verkünden. Keine ist ganz falsch, aber auch keine vollständig richtig. Es verhält sich wie zwei Kinder, die sich auf Karussellpferdchen diagonal gegenüber sitzen: Beide behaupten, sie seien dem andern voraus. Lügen tut keines.»

«Weil sie immer im Kreis drehen, werden sie sich dies nie bewusst», fügte Fabian hinzu. Diala nickte und schob eine Haarsträhne aus ihrem Gesicht.

«Richtig, deshalb gibt es nichts anderes, als anzuhalten, vom Pferd zu steigen und von einer andern Warte aus das Karussell zu betrachten. Mit dem nötigen Abstand kann die Verwirrung leichter geklärt werden. Genauso verhält es sich auch mit deinen Ängsten. Wenn sie wiederkommen, dann geh aus ihm heraus, diesem Miniuniversum namens Fabian. Geh auf Distanz und betrachte Fabian. Entdecke, dass sein innerstes Wesen immun ist gegen das Gift Angst. Fühle, dass nur das Werkzeug der Seele – die Person –

leidet. Zeig Fabian Mitgefühl, sag ihm, dass du ihn magst, führe ihm Energie in Form von Liebe zu.»

«Kann ich ihm auf diese Weise auch eine Freundin schicken?», fragte Fabian belustigt. «Du scheinst deinen alten Humor wiedergefunden zu haben. Aber wenn du schon fragst: Dein Innerstes ist mit einer Frau verbunden, der du bald begegnen wirst. Ihr Name geistert schon um deinen Kopf herum.»

Fabian suchte in seinen Gedanken vergebens nach einem weiblichen Namen. Zu sehr ging ihm die Sache mit dem Mann an der Kriegsfront durch den Kopf: Sollte er oder sein früheres Ich wirklich ein von falschen Vorstellungen geleiteter Soldat oder Offizier gewesen sein? Fabian wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es war heiss geworden. «Lass uns gehen», unterbrach Diala die Stille. «Ich kenne eine kleine charmante Gaststätte in einem Dorf nicht weit von hier. In etwa zweieinhalb Stunden sitzen wir dort bei Tisch.»

Diala rauschte davon.

«Nicht weit weg ...», beeilte sich Fabian zu sagen, damit es Dialas Ohren noch mitbekamen. So viel Energie im Bauch möchte ich auch, dachte er und musste über den unbeabsichtigten Reim lachen.

Die beiden wanderten auf Felsensteppen, die von Waldpartien unterbrochen wurden, hüpfen in der Talsenke über den Bach und folgten danach einem von Tieren getretenen schmalen Pfad. Da und dort blieben sie stehen und betrachteten das einzigartige Gebiet. Das Tal, das sie durchquerten, das längste und grösste der vier Seitentäler am Südhang des grossen Gebirges, war unversehrt: wild-romantisch, fast menschenleer und abgesehen vom Rauschen des Bachs still wie das unweit liegende Grab des Dichters Rainer Maria Rilke. Es war ein Land, dessen Kraft seit Urzeiten eine magische Wirkung ausübte auf alle, die es betraten. Nicht von ungefähr war das Gebiet sagenumwoben. So soll dort einst eine Schlacht getobt haben. In alten Schriften ist zu lesen, dass das Vieh an der Stelle, wo das Gemetzel stattgefunden haben soll, nach Sonnenuntergang unruhig würde. Es brülle scheinbar grundlos und laufe den Abgründen zu. Und unter Schutt und Geröll am Rand des Gletschers soll ein Dorf mitsamt Kirche begraben sein. Man habe das einsame Orgelspiel aus dem verschütteten Gotteshaus noch lange Zeit hören können, wenn man ausgestreckt auf

der Fluh lag und die Stille aushorchte. Wen wunderts, dass Fabian gerade in dieser von Geistern bewohnten Gegend einer Fee begegnete?

Kurz vor dem Dörfchen, das Diala erwähnt hatte, blieb Fabian plötzlich stehen und sagte:

«Was hast du eigentlich genau gemeint, als du sagtest, es sei besser, wenn ich beim Meditieren nicht gleich wie eine Rakete davonrausche?»

Diala lachte. Fabian blickte sie fragend an.

«Oh, ich habe gewusst, dass du nochmals damit kommst», sagte sie. «Wenn die Zeit reif dazu ist, dann geht es rasch vorwärts. Wenn aber das Bewusstsein Mühe hat, das Vertraute loszulassen und das Neue, das Unbekannte einzuordnen, dann dauert es eben länger. – Komm, lass uns weitergehen, ich erzähle dir unterwegs, was ich damit meine.» Abwechslungsweise einem plätschernden und gurgelnden Bach folgend, dann wieder von ihm entfernend, führte ein breiter Weg den Hang hinab, auf dem sie nebeneinander gehen konnten.

«Stell dir eine Kartoffel vor», begann die Fee, «sie liegt zufrieden in der warmen, weichen und herrlich duftenden Erde. Langweilig ist ihr nie, denn um sie herum graben, krabbeln, schleichen viele Tierchen. Die Kartoffel denkt, dass es nichts Schöneres geben kann, als im Dunkeln zu liegen und Zwiesprache mit all den winzigen Lebewesen zu halten. Doch eines Tages regt sich etwas in ihr; etwas will aus ihr herausbrechen und in die Höhe wachsen. Und dieses Etwas ist wie ein ausfahrbares Auge, wie ein Periskop eines U-Boots.»

Fabian schmunzelte vor sich hin.

«Zunächst», fuhr Diala fort, «ängstigt sich die Kartoffel vor dem forschenden, abenteuerlichen Aspekt ihres Innern, der ihr bisher fremd gewesen war. Schliesslich überwindet sie ihre Furcht; das verlängerte Auge beginnt aufzusteigen. Je weiter es hinaufwächst, desto heller wird es in seinem Blickfeld. Die Kartoffel beginnt zu ahnen, dass es über ihrer dunklen Welt eine andere, lichte geben muss. Ihr Leben verändert sich: Die Energie, die sie aus der Erde saugt, pumpt sie nun vermehrt in den Stängel, in den Keim, der ungeduldig in die Höhe strebt. Und plötzlich, vielleicht, wenn nach einem Regentag die Sonne mit ihren Strahlen die Erde über der Kartoffel erwärmt, durchbricht die Spitze des Keims die letzte Hautschicht der Erdoberfläche und stösst

in eine andere Dimension vor. Eine vollkommen neue Welt tut sich auf; die Kartoffel erweitert mit einem Schlag ihr Bewusstsein. Sie ist das geworden, was sie eigentlich ist, nämlich gleichzeitig Teil der oberen Lichtwelt *und* der schattigen Unterwelt. Sie entdeckt, dass ihre bisherige Umwelt nur eine Dunkelkammer war, dass die Welt nicht nur aus Erde und Steinen besteht, sondern unendlich vielfältiger ist. Von diesem Zeitpunkt an nimmt sie ihre Nahrung nicht mehr aus der Erde, sondern aus der viel subtileren Energieform Licht. Dies alles benötigt Zeit, denn das Wesen Kartoffel muss sich nicht nur organisch, sondern auch geistig an das erweiterte Dasein anpassen.»

Inzwischen hatten sie das Dorf erreicht. Es war eine typische Bergsiedlung dieser Gegend. Die dunklen Häuser standen auf steinernen Stelzen mit runden Platten, um ein Eindringen von Mäusen und Ratten zu verhindern; ihre Schieferdächer glitzerten im Sonnenschein.

Im kleinen Wirtshaus bestellte Fabian einen Salatteller, etwas Brot, Käse und «Fendant», den Weisswein aus der Gegend.

«Kartoffeln esse ich heute keine», witzelte er.

Diala grinste. Sie verlangte nach einem Glas Wasser.

Während Fabian ass, wechselten die beiden nur wenige Worte. Fabian brauchte seinen Mund, um den Hunger zu stillen, und Diala liess ihn wie immer in Ruhe essen. Danach knobelten sie aus, auf welchem Weg sie zurückkehren wollten.

«Jetzt bestimmst du die Route», sagte Diala.

«Ich habe doch keine Ahnung, wie wir zu deiner Höhle kommen!», widersprach Fabian.

«Es genügt, wenn du die Richtung triffst. Das letzte Stück übernehme ich dann schon.»

Fabian zog die Landkarte aus dem Rucksack, legte sie auf den Tisch und fuhr mit dem Zeigefinger über Berge, Täler, Wälder und Weiden. Er brauchte nicht lange, um herauszufinden, in welcher Gegend Dialas Kristallhöhle sein musste.

«Ich schlage vor», sagte er, «dass wir den Zug nehmen, eine Station bergwärts fahren und von dort aufsteigen. Bis wir bei dir sind, wird es wahrscheinlich schon dämmern.»

«Der Tag gehört uns bis zur letzten Sekunde», meinte Diala und schaute ihm dabei tief in die Augen. Jedes Mal, wenn sie dies tat, schmolz er dahin wie der Käse in einer erhitzten Pfanne. Er spürte, wie das Blut in die Wangen schoss. Diala empfing Fabians Schwingungen.

«Füll dich nicht zu sehr damit auf», hänselte sie ihn, «sonst wirst du zu schwer zum Bergsteigen.»

«Das Gewicht ist nicht das Problem», lenkte Fabian ab. «Schlimmer ist, dass ich bei deinem Anblick zerfließe, und dann muss ich mich jeweils wieder mühsam zusammensuchen.»

Das Lachen der beiden steckte die wenigen Gäste im Lokal an. Vom hinteren Teil des Raums winkte ein älterer Mann, der wie ein Tennisspieler bekleidet war und auch während des Essens seine Schildmütze aufbehielt.

«Der ist wohl noch einmal Vater geworden», flüsterte Fabian.

Der Mann erhob sich und kam an ihren Tisch:

«Ich bin Amerikaner», sagte er mit entsprechendem Akzent. «Ihr seid mir sympathisch; ich mag Leute, die lachen. Darf ich euch zu einem Nachtisch einladen? Ihr bestellt, und ich bezahle, okay?»

Fabian sah Diala verwundert an.

«Ja ..., gut ...», stammelte er, «thank you very much!»

Der Mann ging lächelnd an die Theke und wechselte dort mit der Wirtin ein paar Worte.

«Du scheinst ihm zu gefallen», zog Fabian seine hübsche Begleiterin auf.

«Und du scheinst etwas eifersüchtig zu sein», gab sie zurück.

Fabian reagierte nicht, stattdessen begann er zu erzählen, dass er sich als Jüngling oft in Mädchen verliebt hatte, die davon nichts wussten oder nichts wissen wollten, zum Beispiel in eine junge Schauspielerin aus einer Fernsehserie oder in die Schwester seines Jugendfreundes oder in die Tochter eines beängstigend konservativen Bürgermeisters.

«Wenn ich so richtig verliebt war, schrieb ich die schönsten und romantischsten Gedichte. In solchen Herz-Schmerz-Phasen war ich extrem kreativ», seufzte er.

Die Wirtin war an ihren Tisch getreten und fragte, was sie zur Nachspeise wünschten. Diala bedankte sich, während Fabian drei Eiskugeln mit viel Sahne und einen Kaffee bestellte.

«Gehen wir?», sagte Fabian eine halbe Stunde später, nachdem er bezahlt hatte.

Als sie das Wirtshaus verliessen, winkten sie dem Amerikaner zu, der draussen auf einer Bank sass und aus einer blauen Wolke heraus, die seine dicke Zigarre im Mund

erzeugte, den Gruss erwiderte.

Die Bahnhaltestelle bestand aus einem rustikalen Wartehäuschen und einer rostigen Signalglocke. Dort angekommen fragte Diala:

«Weisst du übrigens, dass dein Freund Hesse, wenn ich so sagen darf, öfters mit dem Zug hier vorbeifuhr und diese Gegend heiss liebte?»

Fabian verneinte.

«Oh doch, er beschrieb dies in der Erzählung *Winterausflug*, die er im Jahr 1913 schrieb. Damals war die Bahn noch im Bau; er konnte es kaum erwarten, endlich mit dem Zug in den lebenslustigen Süden fahren zu können.»

«Diese Geschichte kenne ich nicht.»

«Du findest sie in der Höhlenbibliothek», sagte Diala und blickte ihn koboldhaft an.

Die Bahnfahrt dauerte nur wenige Minuten.

Von der Station folgten Fabian und seine Begleiterin zunächst einem Katzenpfad, der durch schulterhohes Gras führte. Weit unter ihnen lag der von Industrieanlagen grausam verstümmelte Talboden, auf dessen Hauptstrasse sich Autos an Lastwagen und Motorräder an Reisebusse reihten. Das Rauschen und Dröhnen der Fahrzeuge vermischte sich mit Baustellengeräuschen zu einem nervenden Lärmbrei.

«Hier unten ist es mir zu laut», sagte Diala. «Ich bringe uns auf eine ruhigere Route. Die Strecke ist zwar etwas länger, aber sie wird dir gefallen.»

Diala bog vom Pfad ab. Sie führte Fabian zwischen Sefisträuchern hindurch, die einen penetranten Geruch nach Terpentinöl verströmten. Weiter oben wurde die Flora vielfältiger: Gräser, Blumen, Büsche in üppigsten Formen und Farben, und fast bei jedem Schritt pfeilten Eidechsen davon. Einmal begegneten sie einer Herde langhaariger Ziegen, die farblich in der Mitte geteilt waren: vorne braun-schwarz, hinten weiss. Diala gab kurz ein paar Laute von sich, und schon kamen die Tiere auf sie zu und liessen sich von ihr streicheln.

«Das sind Schwarzhalsziegen», bemerkte sie. «Sie sind sehr zutraulich, wenn man zu ihnen spricht.»

Fabian riss ein Büschel Gräser aus und hielt sie den Ziegen hin, aber keine einzige liess sich von Diala weglocken.

«Du hast noch nicht die hiesigen Gerüche angenommen», erklärte sie ihm lächelnd.

«Aber in ein paar Tagen riechst du besser – für die Ziegen, meine ich.»

Als die beiden weitergingen, schrie Fabian plötzlich auf.

«Aaah, verdammter Mistdraht ...!»

Er war über einen im Gras liegenden rostigen Stacheldraht gestolpert und hatte sich dabei am Schienbein verletzt. Er setzte sich hin und sah sich die blutende Wunde unter der Hose an.

«Warte, ich werde dir eine Salbe ...»

«Nein, lass mich!», presste er wütend heraus. «Es geht schon wieder.»

Fabian bereute im selben Moment sein unbeherrschtes Benehmen. Diese choleriche Eigenschaft schienen die Depressionen geweckt zu haben: Wenn er heftig an einen Gegenstand stiess, dann fluchte er über das Ding, als ob es lebendig wäre. Er konnte nicht anders, als den vermeintlichen Verursacher anzuschreien, bis ihm wieder wohl war. Die Wut über den ungerechten Schmerz musste heraus. Die Hasstirade dauerte aber gewöhnlich nur einige Sekunden, dann war der Anfall vorüber und er war wieder der Alte. Das war diesmal nicht anders. Nachdem er sich ein Taschentuch um den blutverschmierten Unterschenkel gebunden hatte, marschierte er munter weiter. Eigentlich wollte er sich noch bei Diala entschuldigen, aber bis er sie eingeholt hatte, war diese Idee in der warmen Luft verdampft.

Mehrere Kruzifixe oder mit Kerzen und Blumen geschmückte Marienstatuen säumten den Weg. Wie die Heiligen doch überall auf der Welt ähnlich verehrt werden, dachte Fabian, denn solche Schreine hatte er auch in buddhistischen Gegenden angetroffen, nur dass dort anstelle einer stehenden Maria einem sitzenden Buddha gehuldigt wurde. Die beiden sprachen wenig und wenn, dann vor allem über die Schönheit der oft übersehenen Schätze, die ihnen begegneten, wie Schneckenhäuschen oder trockene, skulpturale Äste und Wurzeln oder eigenwillig geformte Steine. Sie folgten dem philosophischen Weg von Rainer Maria Rilke, der Anfang Jahrhundert auf denselben Pfaden gewandert war und die Menschheit dazu aufgefordert hatte, die Grösse zu erkennen, die sich in den kleinen Dingen der Natur offenbare.

Die Fee hatte nicht zu viel versprochen. Je höher sie aufstiegen, desto stiller wurde es. Kühle Lärchenwälder, auf deren Böden ein dicker Teppich von feingliedrigem Gras wuchs, wechselten mit ausgedehnten Weiden ab. Auf einer baumlosen Anhöhe ange-

langt, entdeckten sie im Süden mehrere Viertausender, die über die näher liegenden beschatteten Bergkämme ragten. Diala war eine wandelnde Landkarte; sie konnte jeden Gipfel benennen und die genaue Höhe angeben. So eine Pultnachbarin hätte sich Fabian in der Schule gewünscht.

Nach einer guten Stunde kamen sie an eine Kapelle, die nahtlos in die Struktur einer Felswand eingefügt war. Von der Kapelle waren nur die Vorderseite und ein Teil des Dachs künstlich hergerichtet; die anderen Wände waren durch die Muschelform des Felsens gegeben. Obwohl das Gebetshaus auffallend hohe Fenster hatte, störte es die natürliche Umgebung nicht.

«Da sind sich Natur und Architektur nicht in die Haare geraten», unterbrach Fabian die Stille. «Nicht so, wie in der Stadt, in der ich aufgewachsen bin. Dort stehen langweilige geometrische Riesengebäude, eine Art umgestürzte schmucklose Grabsteine, die den Leuten als Wohnhaus verkauft werden. Auf eine der Betonwände hat jemand gross und rot den Spruch gesprayt: «Welche Bausau baute diesen Saubau?»»

Diala lachte laut heraus und meinte nur:

„Nicht sehr poetisch, aber stark.“

Die Holztür der Kapelle, in welche Motive aus der Bibel geschnitzt waren, stand halb offen. Quietschend liess sich die Pforte ganz aufstossen. Fabian spähte zaghaft in das dunkle Innere und sah, dass niemand anwesend war. Er ging hinein, Diala folgte ihm. Der Innenraum war eine Grotte, die zu einer kleinen Kirche umfunktioniert war. Am einen Ende stand eine Holzstatue der Mutter Gottes; sie blickte bekümmert auf die leeren Bänke hinab. Die Figur war umgeben von einer Schar angebrannter Kerzen. Es war düster und kalt, und es tropfte von der Decke.

«Ehrlich gesagt», flüsterte Fabian der Fee ins Ohr, «ich würde eher draussen im Regen beten als in dieser finsternen Tropfsteinhöhle.»

Die beiden verliessen die Kapelle und gingen schwatzend weiter.

«In der freien Natur ist man dem Göttlichen doch viel näher als in diesem düsteren Loch», sagte Fabian.

«Meinst du?», fragte Diala. «Sind die Astronauten in ihrer Raumstation dem Himmel näher als wir?»

«Du hast recht. Trotzdem frage ich mich, wie jemand auf die Idee kommen konnte, hier

oben in dieser menschenleeren Gegend eine Kapelle einzurichten. Da bekommt man ja Rheuma beim Beten.»

Diala schmunzelte.

«Wie alles, was man nicht gleich versteht, hat auch dieses Bethaus seine Geschichte», sagte sie. «Diese Kapelle war einst eine Höhle, in die sich Schafe, Ziegen und Hirten vor der brütenden Mittagshitze oder vor einem Sturm flüchteten. Aber dann geschah etwas, was diesen Ort zu einer Wallfahrtsstätte machte. – Komm, setzen wir uns dort bei den Birken ins Gras, dann erzähle ich dir, wie das kam.»

Sie setzten sich, und die Fee begann zu erzählen:

«Im Jahr 1857 sammelte eine ärmlich bekleidete junge Frau unweit des Ziegenunterschlupfs Holz für den Herd und den Ofen. Sie verdiente ihren Lebensunterhalt mit dem Stricken von Strümpfen mehr schlecht als recht und lebte ganz allein mit ihren zwei Katzen in einer kleinen Scheune. Darin war gerade Platz für ein Bett, einen Schrank, einen Tisch mit Stuhl und ein Spinnrad, auf welchem sie jahrein, jahraus Wolle und Hanf zu Garn verarbeitete. An den Wänden hingen vergilbte Heiligenbilder in dunklen Holzrahmen. Wie es sich damals für jedes Jungfernstübchen geziemte, gehörte ein Muttergottesbild dazu. Von Männern wollte Anna Maria, so hiess die junge Frau, nichts wissen; ihr Lebensinhalt war die Bibel, und ihre Liebe galt der Mutter Gottes. Sie lebte so, wie es in dieser streng katholischen Gegend von Frauen ihres Standes erwartet wurde: Sobald sie morgens erwachte, waren ihre Gedanken bei der Mutter Gottes; der Tag war dazu da, ihr zu dienen und zu gefallen. Wenn sie nicht arbeitete, dann betete sie, und abends, wenn sie erschöpft ins Bett fiel, gehörten die letzten Gedanken vor dem Einschlafen der heiligen Mutter.

Wie gesagt, sie sammelte Holz und blickte dabei zufällig zu jener Felsenhöhle hinüber. Da liess sie vor Schreck das Holz fallen: Kaum einen Steinwurf weit entfernt stand auf einer Felsplatte eine von Strahlen umgebene Frau! Anna Maria schloss die Augen, denn die Erscheinung blendete sie. Als sie die Augen wieder öffnete, war die Gestalt verschwunden. Noch lange starrte sie auf die Stelle, wo sie die leuchtende Frau gesehen hatte und suchte mit ihren Augen die Gegend ab. Schliesslich wagte sie es, die Felsplatte anzufassen, auf welcher das himmlische Wesen zu ihr hinabgeblickt hatte.

Am Sonntag darauf berichtete die junge Frau dem Pfarrer über ihre Begegnung mit der

Mutter Gottes. Die Kunde verbreitete sich rasch unter der Bevölkerung des Dorfes und der benachbarten Gemeinden. Nicht lange darauf stand an derjenigen Stelle, an welcher Anna Maria die göttliche Gestalt gesehen hatte, ein Bethäuschen aus aufgeschichteten Steinen mit einem Bildnis der Mutter Gottes darin. Schon bald trafen Pilger ein, die nach dem Besuch des gesegneten Ortes von Gebetserhörungen berichteten. Als eine Dienstmagd nach einer Wallfahrt zum Marienschrein von ihrer jahrelangen Krankheit befreit wurde, ging es nicht mehr lange, bis das Bethäuschen vergrößert und schliesslich diese Kapelle errichtet wurde.»

Fabian schwieg eine Weile, dann fragte er Diala, ob nicht der unbändige Wunsch der jungen Frau, einmal in ihrem Leben die Mutter Gottes zu sehen, diese Erscheinung hervorgerufen hatte.

«Doch», antwortete sie, «der Wunsch war sozusagen der Projektor des Bildes, das ihr erschien. Und in deinem Fall war es nicht die Mutter Gottes, sondern ein männlicher Arm, den ...»

«... ich überhaupt nicht ersehnt habe!», platzte Fabian in ihre Worte.

«Bist du dir so sicher?»

«Ich habe mich einfach danach gesehnt, wieder aufstehen zu können, das ist alles.»

«Das war deine bewusste Sehnsucht; aber unbewusst, hast du dir gewünscht, dass sich jemand um dich sorgt, dich von deinem Leiden befreit, dich aus dem umgitterten Bett hebt, in welchem du als Kleinkind tagelang allein gelassen wurdest. Ist es nicht so?»

Fabian dachte über ihre Worte nach.

Manchmal hatte Fabian das Gefühl, dass die Fee nichts anderes war als sein verkörpertes Unterbewusstsein. Sie schien sich dort bestens auszukennen. Immer wieder verblüffte sie ihn mit einem Fragment aus den dunklen Kammern seines Gedächtnisses. Als sie an einen Hang gelangten, auf welchem einige Dutzend Schafe weideten, fragte Diala unversehens:

«Weshalb isst du eigentlich kein Fleisch?»

Fabian machte ein überraschtes Gesicht.

«Weshalb diese Frage? Das weisst du doch sicher besser als ich.»

«Kann sein, aber ich möchte es von dir hören. Wer weiss, ob da nicht noch ganz interessante Sachen auftauchen?»

«Wenn du meinst. Ich muss erst mal nachdenken, wie das genau kam ...»

«Ich erinnere mich», begann er nach einer Weile, «dass ich als Kind das Essen von Tieren als unschön und ungerecht empfand. Was mich besonders daran störte, war, dass im Religionsunterricht und in der Kirche gepredigt wurde, man solle nicht töten, und gleichzeitig assen alle – auch der Pfarrer – getötete Tiere. Das Schlachten und Essen von Tieren war selbstverständlich. Niemand hatte ein schlechtes Gewissen dabei. Wenn es um das sechste Gebot ging, senkten selbst die Buchstabengläubigen ihre Köpfe und brumnten etwas davon, dass sich dieses Gesetz nur auf Menschen beziehe. Als ich später begann, über Leute zu lesen, die bewusst auf das Essen von Fleisch verzichteten und dabei körperlich und geistig fit blieben wie etwa Gandhi wurde mir klar, dass das Verzehren von Fleisch für uns Menschen nicht unbedingt sein muss. Wenn wir also Tiere töten, um Nahrung zu uns zu nehmen, dann tun wir dies aus Lust am Genuss des Fleisches. Und wenn ich daran denke, wie viele Schweine, Kälber, Hühner und Kaninchen ihr Leben lang eingeschlossen in mehr oder weniger fensterlosen Räumen verbringen müssen und oft nur dann an die frische Luft kommen, wenn sie ins Schlachthaus geführt werden, dann ist mir schleierhaft, wie man solches Fleisch essen kann. Abgesehen davon bewirkt uns doch die Natur mit genügend Lebensmitteln, was das Fleischessen eigentlich unnötig macht, zumindest in den warmen Klimazonen.»

«Erinnerst du dich noch daran», sagte die Fee, «wie du nicht weit von hier vor einem offenen Schlachthaus standest und zusahst, wie ein Kalb getötet wurde?»

«Nicht weit von hier?», fragte Fabian verdutzt.

«Weisst du denn nicht mehr, dass dich einer euer damaligen Untermieter, Robert hiess er, in den Schulferien in sein Heimatdorf mitgenommen hat, das nur wenige Kilometer von hier liegt? Sieh, auf der andern Seite des Hangs liegt der Ort.»

Diala zeigte auf eine dunkle Häusergruppe, die in der Ferne knapp zu erkennen war.

Fabian sah nachdenklich hinüber. Dann hellte sich sein Gesicht plötzlich auf.

«Es stimmt, was du sagst. Ich war zwar nur einmal in diesem Dorf, aber jetzt sehe ich die schwarzen Holzhäuser wieder, die schmale Dorfstrasse mit der Bäckerei, in welcher Roberts Schwester arbeitete ... – ... und das Schlachthaus ... ja, ich stand davor und sah durch die offene Tür hinein auf diese grauenvolle Szene ... das habe ich total vergessen.»

Er setzte sich ins Gras.

«Ja, als Kind hatte ich ein ungutes Gefühl, wenn ich Fleisch ass», fuhr er fort. «Erst als Erwachsener erkannte ich, dass das Verhalten der Menschen den Tieren gegenüber Fleisch gewordene Schizophrenie ist. Da werden die einen verhätschelt, geheiligt oder zu lebensunfähigen Zuckerpüppchen herangezüchtet, während die anderen niedergestreckt oder bei lebendigem Leib in kochendes Wasser geworfen werden. Völlig pervers!»

«Früher», übernahm Diala das Wort, «gingen die Menschen mit Fleisch respektvoller um als heute. Hier in dieser Gegend wurde nur von Mitte November bis Neujahr geschlachtet. Kinder durften nicht zugegen sein, weil man dachte, der Anblick des Tötens von Tieren würde einen verrohenden Einfluss auf sie ausüben. Das war allerdings nicht der eigentliche Grund dafür. Unbewusst spürten die gläubigen Leute, dass es nicht richtig war, gesunde Tiere zu töten und gleichzeitig die Kinder zu lehren, alle Lebewesen zu achten. Sie fühlten, dass sie gegen ein Grundgesetz verstießen, und das wollten sie gegenüber ihren Kindern nicht offen zeigen.»

«Inwiefern gingen die Leute mit Fleisch anders um?», wollte Fabian wissen.

«Normalerweise wurde nur einmal im Jahr geschlachtet, im Winter, weil das Fleisch in den kalten Monaten leichter zu konservieren war. Das Fleisch wurde gesalzen, in den Speichern aufgehängt und luftgetrocknet. Auf diese Weise hielt es sich zum Teil über Jahre hinweg. Praktisch sämtliche Teile der getöteten Tiere wurden verwertet. Die Menschen wussten damals noch, woher das Fleisch kam und welche Arbeit dahintersteckte. Sie mussten die Mengen einteilen und konnten nicht nach Belieben zugreifen. Gewöhnlich wurde nur an Sonntagen oder an besonders harten Arbeitstagen Fleisch gegessen. Und was die Tiere anbelangt, so waren sie gesund und wurden meist mit Respekt behandelt.»

Diala setzte sich zu ihm.

«Es gibt übrigens alte Schriften», fuhr sie fort, «in denen ausdrücklich betont wird, dass die Früchte und Körner der Erde die wahren Nahrungsmittel für die Menschen seien. Das Fleischessen wurde sogar mit Seuchen in Verbindung gebracht. Es gab Anfang des vergangenen Jahrhunderts einen bedeutenden Prediger in der Wüste, der darauf aufmerksam machte und zudem voraussagte, was passiert, wenn man Pflanzenfressern

tierisches Futter unter die Nahrung mischt.»

Es zischte und die Fee hatte ein paar zerknitterte Blätter in der Hand!

«Dies ist ein Vortrag von Rudolf Steiner, dem Gründer der Anthroposophie, gehalten im Jahr 1923 in Dornach in der Schweiz. Lies die unterstrichenen Zeilen.»

Fabian faltete die Blätter auseinander und las, so gut es eben ohne Brille ging:

Ein Ochse würde, wenn er anfangen würde, plötzlich ein Fleischesser zu werden, sich mit allen möglichen schädlichen Stoffen ausfüllen, namentlich mit Harnsäure und mit Harnsäuresalzen. Nun haben solche Salze ihre besonderen Gewohnheiten. Sie haben nämlich eine Schwäche für das Nervensystem und für das Gehirn. Wenn also der Ochse direkt Fleisch fressen würde, dann würden sich in ihm riesige Mengen von Harnsäuresalzen ablagern, die ins Gehirn gingen. Der Ochse würde schliesslich verrückt werden ...

«Rinderwahnsinn», sagte Fabian und sah Diala verblüfft an. «Dann hat man schon früher gewusst, dass es nicht gut, ja gefährlich ist, pflanzenfressende Tiere mit Schlachtabfällen zu füttern und diese Tiere auch noch zu essen ...»

«... und hat es trotzdem getan», bemerkte Diala, auf deren Armen und Schultern sich ein Schwarm Schmetterlinge niedergelassen hatte, die ihre leuchtend farbigen Flügel auf- und abbewegten, als ob sie Diala kühle Luft zufächern wollten.

Plötzlich änderte sich der Tonfall der Fee. Ihre Stimme wurde lauter und heller:

«Ja, und es passiert noch immer und überall! Tiere werden zu reinen Fleischspendern und Eiermaschinen gezüchtet, werden vollgestopft mit Antibiotika und Hormonpräparaten, werden in engsten, widerlich stinkenden und finsternen Massentällen gehalten, wo sie verkümmern, ja verkrüppeln und unsäglich leiden. In Labors werden schlimmste Verbrechen gegenüber Millionen von Tieren begangen, weil sie angeblich unvermeidlich seien für die Erforschung von menschlichen Krankheiten. Dann, wenn es ums Schlachten geht, werden unsere Mitgeschöpfe brutal in Boxen und Käfigen Tausende von Kilometern transportiert, vielfach in brütender Hitze und meist ohne Wasser, werden geschlagen, wenn sie sich verstört wehren und werden schliesslich ohne jegliche Skrupel ermordet.»

Diala blickte zum Himmel und schrie ihren Frust hinaus:

«Und werden die Tiere massenweise krank, was mich überhaupt nicht überrascht, dann

verbrennt man sie wie Abfall, und ihr Gestank verdüstert und verpestet den Himmel. Wen wunderts, dass der menschliche Schwachsinn die Tiere in den Wahnsinn treibt ...!»

Sie senkte den Kopf und die Stimme:

«Die Schreie der gemarterten Tiere sind die Schreie der hungernden Kinder auf dieser Welt», murmelte sie. «So ist das Gesetz ...»

Diala hatte Tränen in den Augen. Fabian sah sie entgeistert an. Die Schmetterlinge, die sich auf ihren Schultern versammelt hatten, waren aufgeregt davongeflattert und kehrten, einer nach dem andern, zögernd zurück.

Beim Weitergehen erzählte er, wie sehr er sich damals in jenem Bergdorf wohlfühlt habe und dass er am liebsten dort geblieben wäre. Der faustgrosse Kristall, den er in einem eiskalten Bach gefunden habe, stehe noch immer zwischen den Büchern in seiner Wohnung, ebenso das braune Stoffhäschen, das er von Roberts Schwester erhalten habe.

«Bist du sicher, dass du den Kristall noch hast?»

«Klar doch.»

«Und er liegt bei dir zu Hause auf dem Bücherregal?»

«Nicht schon wieder! Du willst mir nicht noch einmal die ganze Bücherwand vor die Nase stellen, hier, kurz vor dem Dorf ...?»

«Kommt darauf an.»

«Also gut. Wo ist der Kristall?»

«Du hast ihn beim Umzug weggeworfen.»

«Ja? – Ich muss in den letzten Monaten ganz schön durcheinander gewesen sein», sagte er. «Übrigens ...», fuhr er zögernd fort, «... was ich dich schon lange fragen wollte: Woher weisst du eigentlich so viel über mich? Das Erlebnis beim Schlachthof konntest du nicht aus meinem Gedächtnis fischen, wenn ich doch selber nichts mehr davon wusste.»

«Das Unterbewusstsein ist ein zugeklapptes Tagebuch», antwortete sie. «Alle Gedanken, alle Erlebnisse sind Energiebilder, und Energie geht nicht verloren, wie du weisst.»

«Manchmal habe ich das Gefühl, mein Gedächtnis sei eingefroren», sagte Fabian.

«Ist es zum Teil auch. Gerade was deine Jugend betrifft, haben deine Hirnzellen Eiszeit. Es schadet nichts, wenn du sie auftaust. Du wirst staunen, was da noch alles zum

Vorschein kommt.»

Fabian stellte sich sein Hirn vor: eine Eishöhle mit lauter herabhängenden Zapfen.

Das kleine Dorf war bald durchschritten. Ein Pfad führte weg von den sonnenverbrannten Holzhäusern, die auf den ersten Blick etwas museal aussahen, als ob sie nicht mehr bewohnt wären und nur als touristisches Aushängeschild dienen würden. Doch in den Gartenbeeten entlang des Wegs wuchsen Salat und Bohnen in Reih und Glied.

Nach etwa einer Stunde erreichten sie die Sonnenseite des Tals, in welchem irgendwo gut versteckt der Wohnsitz Dialas lag. Unter ihnen lag ein Weiler. Wie überall in dieser Region bestand er aus einfachsten Hütten und Ställen, die sich um eine Kapelle scharten wie Küken um die Glucke.

«Sieht aus, als wären die Häuser ganzjährig bewohnt», meinte Fabian.

«Nicht mehr», erklärte Diala. «Es ist heute ein Sommerdorf, aber es war tatsächlich einst das ganze Jahr über bewohnt. Zwischen dem elften und vierzehnten Jahrhundert war das Klima hier oben erheblich milder. Viele Bergweiler, die heute praktisch unbewohnt sind, waren damals voller Leben. Als es kälter wurde, zogen die Menschen in die Täler, und die Dörfer in den höheren Regionen entleerten sich. Vor allem die jungen Leute kehrten dem arbeitsreichen und wenig Lohn einbringenden Leben den Rücken zu.»

«Und wenn sie hierbleiben wollten, würde wahrscheinlich der Mann auswärts arbeiten und wäre den ganzen Tag oder die ganze Woche ausser Haus, und die Frau müsste den Haushalt schmeissen, den Stall ausmisten und die Kinder erziehen. Nicht gerade ein romantisches Familienleben», folgerte Fabian.

«In Zeiten der Not war eine solche Aufgabenteilung in dieser Gegend selbstverständlich. Damals hatten hier oben nicht die Männer das Sagen, denn die Sennereien wurden meist von Frauen besorgt. Sie waren den ganzen Sommer allein auf der Alm, das heisst, umgeben von einer grossen Kinderschar. Zehn eigene Kinder waren keine Seltenheit. Es gab Frauen, die waren fast ununterbrochen schwanger, denn die Kirche verurteilte Ehefrauen, die sich ihrem Mann verweigerten. Nein, von Romantik war da nicht viel zu spüren.»

«Und was machten die Männer den Sommer hindurch?», wollte Fabian wissen.

«Die hatten es auch nicht leicht. Morgens zwischen vier und fünf Uhr hiess es aufstehen. Erst spät in der Nacht sahen sie ihr Bett wieder. Dazwischen waren sie auf den Feldern, beim Bewässern, in den Reben oder in den Wäldern. Die Arbeit war hart, deshalb wurde auch ziemlich viel Alkohol getrunken. Trotzdem wurden die Männer alt, wenn sie nicht gerade einem Unfall zum Opfer fielen.»

«Alkohol als Medizin?», fragte Fabian.

«Nein, Bewegung», sagte Diala. «Sie sassen nicht den ganzen Tag vor dem Bildschirm; sie waren immer draussen, bei jedem Wetter, und deshalb waren sie zäh wie diese Fichte da drüben.»

Diala zeigte auf einen knorrigen Baum, der etwas weiter oben einsam am Wegrand stand.

«Ich habe mir das Leben in den Bergdörfern idyllischer vorgestellt», sagte Fabian.

«Du darfst die schönen Seiten nicht vergessen», gab Diala zu bedenken. «Die Ruhe, die Sonnenuntergänge und vor allem das Zusammengehörigkeitsgefühl, das kannst du heute weit suchen. Am Abend vor dem Sonntag trafen sie sich in den kleinen Wohnstuben der Sennereien zu Spiel und Gesang. Die Alten erzählten Geschichten aus früheren Zeiten oder spannende Sagen. Geister von Verstorbenen, Magie und Wunderheilungen wurden nicht belächelt. Trotz der strengen Kirche wussten die betagten Frauen und Männer in diesem Bergland ein Zipfelchen eigener Weisheit zu hüten. Aber in gewissen Dingen waren sie so bodenständig wie Bäume. Was meinst du, welche Bergbäuerin wurde als die tüchtigste angesehen?»

«Die mit den meisten Kindern?»

«Nein, diejenige mit dem grössten Misthaufen vor dem Stall.»

Fabian lachte.

«Kein Witz?»

«Nein, in dieser Beziehung hat sich bis heute nicht viel verändert.»

«Versteh ich nicht.»

«Wem wird noch heute mehr Beachtung geschenkt, demjenigen mit einem Fahrrad vor der Haustür oder dem andern mit dem Porsche vor der geheizten Garage?»

Fabian stimmte ihr kopfnickend zu.

Von der Anhöhe führten zwei Wege in das Tal: der eine war kurz und ging ziemlich steil hinunter in Richtung Dorf, der andere lag in weiten Schlaufen ausgebreitet vor ihnen. Fabian wusste zwar, dass sich Dialas Höhle auf der gegenüberliegenden Talseite befinden musste, aber er hatte keine Ahnung, welchen Weg er einschlagen sollte. Er sah achselzuckend zu Diala. Die Fee deutete auf den geschlängelten Weg, und damit ging die Bergwanderung erst richtig los. Sie führte ihn über terrassenförmige Weiden und durch Fichtenwälder, die wie riesige Fangnetze alles aufhielten, was vom Berg herunterpolterte, auch haushohe Felsbrocken. Als sie einmal um einen solchen verirrten Felsblock bogen, der ohne schützenden Wald ins Tal hinuntergestürzt wäre und vielleicht Häuser zerstört und Menschen getötet hätte, kamen sie an eine riesige Lichtung: Vor ihnen lag ein Waldstück von der Grösse eines Fussballfeldes vom Sturm flachgedrückt am Boden. Unzählige Bäume lagen kreuz und quer aufeinander und bildeten ein überdimensionales Mikado. Der Weg war übersät mit Holzsplittern und Ästen. Von den zerschmetterten Fichten standen die Wurzeln und der untere Teil des Stamms noch fest in der Erde; sie waren einige Meter über dem Boden abgeknickt, als ob da einer mit einem gewaltigen Baseballschläger gewütet hätte.

Die Bäume, die den Böen standgehalten hatten, schienen noch unter Schock zu stehen; sie sahen erbärmlich aus, wie gerupfte Hühner. Die Fee blickte zu den wenigen noch halbwegs intakten Baumwipfeln empor und ging dann wortlos weiter. Fabian folgte ihr. Auch er sagte nichts; nicht weil er die Sprache verloren hätte, sondern weil er zu müde zum Sprechen war.

Nach einer weiteren strapaziösen Stunde erreichten sie endlich Dialas Felsterrasse. Fabian liess sich in einen Wurzelstuhl fallen und pumpte ein «Uff!» heraus. Seine Kehle war ausgetrocknet. Diala war noch genauso munter wie am Morgen.

Der Frühstückstisch war leer und sauber. Fabian fragte nicht lange, welcher gute Geist da gewirkt habe. Vermutlich hatte die Fee etwas nachgeholfen. Kujo, der faul auf seinem Lieblingsplatz in einer Felsnische lag, konnte es kaum gewesen sein.

Ein kaltes Bier wäre jetzt nicht schlecht, dachte Fabian. Schon zischte es, und auf dem Tisch stand ein grosser Krug, aus dem weisser Schaum quoll und langsam abwärtsfloss wie ein Lavastrom. Fabians Augen leuchteten. Er schleppte sich an den Tisch und leerte den Krug im Nu. Als er zum Stuhl zurückkehren wollte, spürte er einen

stechenden Schmerz im Bein, um welches noch immer ein Taschentuch gebunden war. Sachte entfernte er das blutbefleckte Stück Stoff und entdeckte dabei einen blauen Strang unter der Haut, der sich vom Schienbein bis unter den Rand der ausgefransten Shorts hinzog. Als er die Hose etwas hochkrempelte, kam ein bedrohlich dunkler Knoten zum Vorschein.

«Ach du grosse ...!», stöhnte er.

Die Fee kniete vor ihm nieder und sah sich die Wunde an.

«Blutvergiftung», bemerkte sie kühl.

«Was muss ich tun ...?», fragte Fabian besorgt.

«Setz dich erst mal.»

Noch ehe er sich gesetzt hatte, zischte es, und neben Diala am Boden stand eine weisse Porzellanschale, in welcher grüne Pflanzenblätter und eine Gaze lagen. Diala nahm eines der Blätter und sagte:

«Nimm das in den Mund und kaue es schön langsam. Aber nicht schlucken!»

Während er das gar nicht so schlecht schmeckende Blatt brav zermahlte, begann Diala sein Bein mit Blättern einzubinden. Als sie bei der Wunde angekommen war, sagte sie, er solle nun den Brei auf die blutende Stelle schmieren und gut verteilen. Fabian gehorchte ihr, ohne zu zögern. Dann bedeckte sie die Verletzung mit einem Blatt und band es mit der Gaze fest.

«In ein bis zwei Stunden ist die Vergiftung weg», sagte sie und liess die leere Porzellanschale wieder verschwinden.

«Was hast du da für Blätter verwendet», fragte Fabian.

«Roter Sonnenhut, ein Pflänzchen aus der Gegend, wirkt hervorragend gegen Schlangenbisse, aber man kann es auch gegen bissige Stacheldrähte anwenden.»

«Witztüte. – Woher kennst du dich mit Heilkräutern aus?»

«Na, ich bitte dich», antwortete Diala scheinbar entrüstet, «ich bin doch eine Fee!»

Sie blickte in habichtäugig an. Ihr Gesicht entspannte sich wieder:

«Es ist ein alter Indianertrick.»

Diala hatte nicht zu viel versprochen. Während sie von ihren Begegnungen mit Schamanen berichtete, klang der Schmerz ab, und noch ehe eineinhalb Stunden vergangen waren, kam unter den Pflanzenblättern ein geheiltes Bein hervor.

An diesem Abend mochte Fabian nicht mehr meditieren. Nach dem Duschen im schönsten Baderaum der Welt kroch er müde ins Bett und schlief sofort ein. Am andern Morgen dachte Fabian erst wieder an das Missgeschick, als ihm Diala beim Frühstück eröffnete, dass ihn eine Wanderung zu einer Berghütte erwarte, die auf fast 2500 Metern über Meer liege.

«Uff ...!»

STERNENTRÄUME

Allein die Aussicht von dieser Berghütte auf die umliegenden Gipfel war alle Strapazen dieser Wanderung wert. Aber was danach geschah, war für Fabian ein Sprung in eine andere Welt:

Als sie plaudernd ein Tal durchwanderten, sahen sie plötzlich wenige hundert Meter vor ihnen auf dem Weg etwas Grosses, metallenes Glänzendes. Weil die Sonne ziemlich genau über dem Objekt stand, konnte Fabian zunächst nicht erkennen, was es war. Doch mit jedem Schritt, der ihn näher an das Ding heranbrachte, verrieten dessen Umriss mehr und mehr, um was es sich handelte. Fabian bekam eine Gänsehaut. Da stand – hoch wie ein Einfamilienhaus – ein herrlicher Katamaran in Form eines Rochens, organisch geformt, ohne Mast und Flaggstock, die Flügel leicht nach oben gebogen.

Ein Schiff auf dem Trockenen?! Fabian blickte seine Begleiterin fassungslos an, doch sie grinste nur und sagte:

«Das ist eben ein Raumschiff, mit dem man auch über die Meere fahren kann. Es kommt von einem Planeten, auf dem der Anteil Wasser bedeutend höher ist, als auf der Erde.»

Die Fee hob ihre Brauen.

«Sieh mich nicht so skeptisch an, ich habe nichts damit zu tun», sagte sie.

«Woher weisst du dann, woher das Schiff kommt?»

«Die drei Wesen, die gleich aussteigen werden, haben es mir mitgeteilt.»

Erst jetzt erkannte Fabian auf der Backbordseite des Schiffs eine Gangway. In diesem Moment traten drei in Marineblau gekleidete Wesen aus dem Schiff und winkten.

Plötzlich befand er sich auf der wohnlich eingerichteten Brücke des Raumschiffs. An den Wänden hingen Bilder von skurrilen Landschaften, und die Instrumente und Bildschirme waren in Holz gefasst. In der Mitte stand eine Art Kompass aus Messing, wie man ihn auf alten irdischen Schiffen verwendet hatte. Vor dem Kompass hielt jemand ein fast mannshohes hölzernes Steuerruder fest im Griff. Gleich daneben war ein anderes Wesen damit beschäftigt, auf einem Bildschirm Daten abzulesen. Ein

dritter Unbekannter sass neben Fabian. Da sagte der Mann im Sessel – oder war es eine Frau? – zu ihm:

«Mein Name ist Balain. Wenn es dir lieber ist, kannst du mich Käpten nennen, wie es bei euch so Brauch ist. Am Ruder steht Korina, und den kürzesten Weg zum Ziel gibt uns Lone an. Er zeigte auf das Wesen an den Monitoren. Wir sind soeben in ein Wurmloch eingefahren, das uns zu einer Galaxie und einem Planeten bringt, den wir für dich ausgesucht haben.»

Fabian verstand überhaupt nicht, was hier vorging.

Käpten Balain sprach nicht wirklich. Sein kleiner schmaler Mund bewegte sich nicht. Fabian vernahm die Worte, als würden sie ihm über Kopfhörer übermittelt.

Die drei Fremden waren äusserlich weder eindeutig Männer noch Frauen. Ihre als Zopf geflochtenen Haare reichten bis zu den Hüften. Dagegen schienen sie keinen Bartwuchs zu haben. Fabian schätzte sie um die dreissig. Der gute alte Spock vom Raumschiff *Enterprise* hätte an dieser Stelle sicher ein emotionsloses «Faszinierend» fallen lassen.

Erst jetzt entdeckte Fabian die Fee auf einem Sofa sitzend im hinteren Teil des Raums. Sie streichelte eine Art Eichhörnchen mit Flügeln. Er war froh, wenigstens in Diala etwas zu erkennen, was ihm nicht völlig fremd war.

«Eigentlich», erklärte ihm Balain mit grösster Selbstverständlichkeit, «benötigen wir für unsere kosmischen Reisen schon lange keine Raumschiffe mehr, aber hin und wieder ist es ein ganz besonderes Vergnügen, einen alten Kahn wie diesen hier zu steuern.»

Fabian blickte Balain entgeistert an.

«Das ist kein Witz», sagte der Käpten lächelnd. «Die mit Überlichtgeschwindigkeit gleitenden Raumschiffe unserer Vorfahren waren zu langsam geworden, um den Kontakt mit Wesen von andern Sternenregionen zu pflegen, geschweige denn, um neue zu knüpfen. Deswegen haben wir die konventionelle Raumfahrt längst mit Sternenreisen durch die Kraft des Willens ersetzt. Distanzen und Zeit sind damit bedeutungslos geworden. Aber es gibt eben immer wieder Spinner wie wir, die es lieben, auf altertümliche Weise durch das All zu gleiten, wenn die Distanz nicht allzu gross ist.»

Balain grinste und riss einen Hebel herum. Das Schiff verlangsamte seine Fahrt. Auf

einem grossen Bildschirm näherte sich ein Planet, der rot leuchtend aus dem Schwarz des Alls herausstach. Auf ihm schien es an Wasser, nicht aber an Sonnenbestrahlung zu mangeln. Dies bestätigte sich drastisch, als sich nach der Landung die Luke öffnete und Fabian auf die Gangway treten wollte: Ihm schlug eine derartige Hitze entgegen, dass ihm fast die Luft wegblieb. Er flüchtete in das Schiff zurück und entdeckte auf dem Sofa sorgfältig hingelegt ein weisses Gewand und einen Schleier, der wohl als Kopfbedeckung gedacht war. Daneben lagen eine Feldflasche, ein Gürtel und ein paar hohe, lederne Schuhe. Diala und die drei Raumfahrer waren verschwunden. Fabian fragte sich, ob sie das Schiff bereits verlassen hatten. Er zog sich aus und schlüpfte in das knöchellange Gewand und in die Schuhe, setzte das Kopftuch auf und gürtete die Feldflasche um, die sich kühl und feucht anfühlte.

Sand, nichts als Sand und Düne an Düne: Wie ein Schiffbrüchiger in einem wogenden Sandmeer fühlte er sich, als er sich vom Katamaran entfernte. Er lief intuitiv in Richtung der kleineren der beiden Sonnen, die die Backofenhitze auf diesem Planeten verursachten. Schon nach ein paar Metern klebte das Kleid an seiner Haut. Er setzte die Flasche an und trank.

Fabian war gewiss schon über eine Stunde unterwegs und begann sich zu fragen, wo Diala und seine neuen Freunde waren und was es auf diesem toten Planeten zu erleben gab, ausser Durst zu haben. Da erblickte er auf einmal etwas Grünes mit weissen Armen mitten in der endlosen Sandlandschaft: eine Orchidee. Sie duftete lockend süss. Als er sich der einsamen Blume näherte, nahm die eintönige Gegend plötzlich Farbe an und begann zu atmen. Er befand sich in einer üppigen Landschaft! Ein leichter Wind fächelte um sein platschnasses Gesicht.

Erschreckt durch diese Vision, blieb er stehen und versuchte, sich rückwärts schreitend der möglichen halluzinativen Wirkung des Pflanzenduftes zu entziehen. Bei jedem Schritt verschlang die Wüste ein Stück des belebten Bildes um ihn herum, bis es ganz verschwunden war. Zögernd näherte er sich erneut der Blume, und damit kehrte die bunte Welt zurück.

«Gehörst du auch zu meinem Traum ...?»

Er erschrak. Niemand weit und breit. Hatte die Orchidee zu ihm gesprochen?

«Du bist fremd hier, woher kommst du?», fragte sie.

Anscheinend war er in den Geist der Blume eingetreten, der das Leben auf diesem Planeten träumte.

«Ich komme von einem anderen Traum», sagte er und hoffte dabei, sich für die Pflanze richtig ausgedrückt zu haben.

«Oh, dann lass mich in dich eintauchen, damit ich deinen Traum ansehen kann.»

Fabian schloss die Augen und versuchte, seine Welt, seinen «Traum» so echt wie möglich zu projizieren.

Sie schien seine Bilder zu empfangen, denn sie stiess gelegentlich ein «Wow» oder ein «Ich fass es nicht ...» aus, oder dann schüttelte es sie plötzlich mit einem «Uuh!», oder sie lachte laut auf.

«Ein verrückter Traum», sagte sie nach einer Weile.

«Was du gesehen hast, ist für mich kein Traum, sondern Wirklichkeit», entgegnete er.

«Du hältst dieses Chaos für wirklich?», fragte sie. «Drehst du da nicht durch?»

«Na ja, es ist nicht immer einfach, den Überblick und die Ruhe zu behalten. – Aber wie kommst du auf die Idee, dass meine Welt nicht wirklich sein könnte?»

«Weil man einen Traum nur solange für wirklich hält, bis man erwacht.»

«Meine Welt kann unmöglich nur ein Traum sein ...», sagte Fabian bestimmt.

«Je schwerer die Gedanken, desto massiger die Welt, in der du lebst.. Du musst in einem sehr harten Traum leben, wenn du so engherzig denkst. – Komm, tritt ein in meinen Traum. Er ist leicht und weich.»

Und Fabian sah die vielen Formen des Lebens im Traum einer Orchidee: ein Paradies, ein fruchtbarer Garten mit Blumen in kräftigen Farben, mit Bäumen, deren Wurzeln dicker und länger waren als der dazugehörige Stamm, mit Gräsern und Büschen, mit Bächen, die sich über moosbewachsene Felsen ergossen, und an denen menschengrosse spinnenartige Wesen ihren Durst löschten. Fabian zog den würzigen Duft in die Nase und kühlte seinen erhitzten Kopf mit Wasser aus einem Bach. Als er einen der knorrigen Bäume berührte, fühlte sich dieser weich und wollig an, als ob er in den Baum hineingefasst hätte. In der Ferne glitzerte das Wasser eines ausgedehnten Sees, hinter dem sich Berge auftürmten. Darüber schwebte ein fast weisser Himmel. Er hatte Mühe zu begreifen, dass diese duftende bunte Fülle nichts als ein Traum, zu Form gewordenenes Bewusstsein der Pflanze war.

Auf einmal spürte er, dass man ihn im Raumschiff erwartete. Er flutschte so wuchtig aus dem Traum der Orchidee wie ein Champagnerkorken, der ein Stück weit aus dem Flaschenhals gezogen worden war und plötzlich dem Druck nachgegeben hatte.

«Ich träume, also bin ich!», rief ihm die Blume nach.

Ehe er antworten konnte, war er im Katamaran, der auch schon mit steigender Geschwindigkeit über den Sand schliff, sanft abhob und sich rasch vom Wüstenplaneten entfernte.

Wie er in sein Bett kam, wusste Fabian nicht. Als er erwachte, trug er nicht seinen Pyjama, sondern ein weisses Gewand und einen Kopfschleier. Die Feldflasche und die Schuhe lagen auf dem Boden.

Er fand nie heraus, ob dieses Abenteuer ein Traum war oder eine echte Reise zu den Sternen, denn Diala schwieg sich darüber aus.

«Alles ist ein Traum und wirklich zugleich – ein Paradoxon, ein Koan ...», sagte sie kurz und bündig.

Fabian bekam noch oft Gelegenheit, sich zu fragen, was real und was unreal war und wo der Unterschied zwischen diesen beiden Adjektiven lag. So verwandelte Diala einmal auf Wunsch Fabians die Haupthöhle in das Deck eines Klippers, der in einen mächtigen Sturm geraten war und mit weggespülter Reling, zerfetzten Segeln und sich biegender Masten durch meterhohe Wellen geworfen wurde. Der Kapitän und Fabian als Steuermann mussten angebunden Kälte und Fluten von Wasser über sich ergehen lassen, ohne dass sie etwas hätten dagegen unternehmen können. Bei dem ungeheuren Getöse konnten sie sich nicht einmal schreiend verständigen. Auch wenn sich Fabian bei dieser Tortur stets bewusst war, dass das Ganze nur eine etwas allzu wirkliche «Simulation» war, musste er die furchtbarsten Ängste überwinden. Das dreidimensionale Programm war so echt, dass ihm vom Salzwasser stundenlang übel war und er vom krampfhaften Festhalten des Ruders Schwielen an den Händen davontrug. Und an die schweren Brecher, die ihn an die Wand oder an die Ruderanlage gepresst hatten, erinnerten ihn noch während Tagen blaue Flecken am ganzen Körper.

HUBERT

Nachts war Fabian hin und wieder allein, weil Diala «auswärts zu tun» hatte, wie sie es ausdrückte. Meist sass er dann auf der Felsterrasse, las ein Buch oder blickte durch das Fernrohr, während Kujo auf seinem Ausguck lag und so tat, als ob Dialas Gast Luft wäre.

An diesem Abend liess sich Kujo nicht blicken. Diala war abgezischt, noch ehe es dunkel geworden war. Fabian hatte am Boden neben dem Sessel einen Vorrat an leckeren Sachen angelegt, die ihm Diala «organisiert» hatte. Darunter befand sich ein Birnenkuchen mit Rosinen, garniert mit feiner Schlagsahne. Die erste Hälfte des Kuchens überlebte keine Viertelstunde, und auch der restliche Proviant, bestehend aus Bananen, Datteln, Nüssen, Brot und Käse, verringerte sich proportional zur Anzahl Sterne, die am Himmel erschienen. Fabian kaute gerade an einem Stück Brot und betrachtete den Jupiter mit seinen Monden, als plötzlich eine tiefe Stimme hinter ihm sagte:

«Dort findest du es nicht ...»

Fabian schoss aus dem Lehnstuhl, als hätte er auf einer Sprungfeder gesessen, die plötzlich hochgegangen war.

«Wer sind Sie ...?», brachte er knapp über die Lippen.

«Gestatten, Hubert, ich bin ein alter Freund deiner Fee, die du ... äh ... na, wie nennst du sie ...?»

«Diala», krächzte Fabian und starrte den alten Mann mit seinen dünnen weissen Haaren und dunklen Bartstoppeln entgeistert an.

«Diala», wiederholte der hagere, gross gewachsene Unbekannte, der in altmodischen Kleidern auf der Felsterrasse stand. – «Eben, wie ich schon sagte, mein Name ist Hubert. Ich bin ... ich war Wissenschaftler, Astronom. Heute bin ich nicht mehr so sicher, was ich eigentlich genau bin. Na ja, ich bin einfach. Das genügt dir doch als Identifikation, oder nicht?»

«Doch, doch, Hauptsache, Sie sind ein Freund von Diala», sagte Fabian beruhigt.

«Dul»

«Bitte?», fragte Fabian.

«Sag du zu mir, alles andere ist noch ungenauer.»

Fabian hatte keinen Schimmer, was er damit meinte, aber er fand, dass es nicht klug wäre, sich dieser Aufforderung zu widersetzen. Erst mal abwarten, dachte er. Diala war ihm anfangs ja auch ziemlich suspekt vorgekommen.

«Mach ich», sagte Fabian. «Bist du zufällig vorbeigekommen?»

«Natürlich nicht», antwortete der Weisshaarige, «Di... äh ... Dingsda, verdammt, wie heisst sie nun schon wieder ...?»

«Diala.»

«Ja, Diala hat mir von dir erzählt. Sie sagt, du seist ein Morgenlandfahrer. Stimmt das?»

«Nun ..., ich versuche einfach mehr über mich und die Welt zu erfahren.»

«Und du glaubst, die Antworten im Weltraum zu finden?»

«Wohl eher als in den Zeitungen.»

Fabian blickte zum Himmel.

«Etwas ist doch da oben zu finden. Weshalb würde man sonst sehnsüchtig nächtelang, jahrelang in dieses funkelnde Meer von Sternen spähen? Auch wenn man, wie ich, gar nicht so genau weiss, wonach man dort eigentlich sucht. – Das klingt ziemlich bescheuert, nicht?»

«Nee, gar nicht! Ich kenne das. Ich war auch so. Aber ich habe zu lange am falschen Ort gesucht, viel zu lange. Ich ...»

«Möchtest du dich nicht setzen?», unterbrach ihn Fabian, der langsam Vertrauen zu diesem seltsamen Freund Dialas gewann.

«Danke, bist ein guter Junge.»

Hubert, der sich Fabian schräg gegenüber setzte, blickte ihn mit seinen hellblauen wässrigen Augen lächelnd an.

«Ich glaube ... äh ... ach lassen wir doch ihren Namen, hat Recht, wenn sie sagt, dass du nicht der übelste Bursche seist.»

«Das hat sie aber nett ausgedrückt», lästerte Fabian.

«Mmh ...», machte Hubert plötzlich, indem er auf die Porzellanplatte am Boden glotzte.

«Sieht gut aus, dieser Kuchen ...»

«Möchtest du ...?»

«Hätte nichts dagegen», antwortete Hubert flugs und rieb sich die Hände. «Habe schon lange nichts Rechtes mehr gegessen.»

«Warte, ich hol dir einen Teller», sagte Fabian und ging bereits in Richtung Treppe.

«Nicht nötig!», rief Hubert. Es zischte, und der Alte hatte eine Tasse in der Hand.

«Was?», rief Fabian überrascht, «du auch?»

Er musste lachen.

«Das ist aber kein Teller!»

«Ich weiss, ich weiss», polterte Hubert. «Deine Fee hat mir das beigebracht, aber ich krieg es nicht richtig hin. Vielleicht holst du mir doch besser ...»

«Bin schon unterwegs.»

Fabian benötigte keine Minute, um einen Teller zu holen. Doch als er wieder auf der Terrasse stand, hatte der alte Astronom das Stück Kuchen schon verschlungen.

«Du scheinst ganz schön hungrig zu sein», meinte Fabian.

«Nee, bin ich nicht», antwortete Hubert mit vollem Mund. «Ich hatte einfach Appetit darauf. So ein Kuchen ... schon lange her ...»

Als er den letzten Bissen geschluckt und die Finger abgeleckt hatte, zog er ein Etui aus der Tasche seines schäbigen Kittels, öffnete es und setzte sich eine zerbrechlich wirkende Brille auf die Nase. Er fuhr mit seinen knochigen Fingern sanft über das Fernrohr und sagte:

«Lange ist es her, dass ich im Observatorium nach Sternen und Galaxien spannte, ja, ein Spanner war ich, ein Sternenspanner. Ich dachte wirklich, dass sich mithilfe der Astronomie die Mysterien des Lebens und der gesamten Welt ergründen liessen. Albern, nicht?»

Fabian hob nur kurz die Schultern und liess sie wieder plumpsen.

«Von aussen funktioniert das nicht, verstehst du, nicht von aussen.»

«Nein, ich verstehe nicht.»

Hubert redete weiter, ehe Fabian seinen Satz zu Ende gesprochen hatte:

«Ich dachte dualistisch. Ich hier (er zeigte auf seine Brust), dort das Universum (er zeigte in den Nachthimmel) mit den Antworten auf die Fragen, wie die Welt entstanden ist und was der Mensch darin soll. – Das ist doch Mumpitz!»

Fabian hatte noch immer keine Ahnung, auf was der sonderbare Besucher

hinauswollte; er fragte:

«Und was hast du herausgefunden über uns und das Universum?»

«Nur oberflächliches Zeug: dass sich das All mit zunehmender Geschwindigkeit aufbläht wie ein Ballon und dass die Distanzen zwischen den Galaxien immer grösser werden; so gross, dass die Menschen in Millionen von Jahren, sofern es sie noch gibt, einsam und verlassen im All umhertreiben werden. – Ist doch völliger Blödsinn, allein im All ...»

Hubert lachte vor sich hin.

«Ich habe doch tatsächlich geglaubt», fuhr er fort, «Sterne und Galaxien seien isolierte Gebilde, die wir wie eine Meerschweinchenkolonie ungestört beobachten könnten.»

«Ja und?»

«Junge, das ist doch die Sicht eines Mechanikers, die längst in die Gerümpelkammer des Denkens gehört. Zu meinen, es sei alles exakt bestimmbar und voraussehbar, wenn genügend Fakten vorhanden sind, ist die verkorkte Vorstellung, das Universum sei ein Uhrwerk, das sich von der Erde aus durchschauen lässt. Die Trennung vom Ich und der übrigen Welt, ja vom Universum – der grösste Fehler aller Zeiten!»

«Was ist daran falsch?», fragte Fabian verwundert. «Wenn ich durch das Fernrohr blicke, dann sehe ich Sonnen, Planeten und Galaxien unendlich weit weg von mir.»

«Du gehst eben von einem vermeintlichen Raum und von scheinbarer Zeit aus. Vergiss beides!»

Er rückte mit seinem Stuhl etwas näher an Fabian heran.

«Lass dir ein Teleskop bauen, das so riesig ist wie der Berg dort hinten.»

Er deutete auf eine pyramidenförmige Silhouette, die sich vom Hintergrund der Sterne schwarz abhob.

«Damit kannst du so weit sehen, wie das Licht seit der Entstehung des Universums Zeit gehabt hat zu reisen. Man spricht von vierzehn Milliarden Jahren. Und was kommt dahinter? Raum kann es dort keinen geben, denn dazu fehlt die Zeitdimension. Was bringt es dann noch, in die Unendlichkeit zu starren?»

Er hielt einen Moment inne.

«Die Ferne, die man erreicht, ist nicht die wahre Ferne, sagte Lao Tse. Er hat es erkannt – vor über zweitausend Jahren!»

Hubert schien sich kurz in Erinnerungen zu verlieren, dann lächelte er und meinte: «Weshalb in die Ferne blicken? Das Wahre liegt nah, so nah, dass man es fast nicht erkennen kann.»

«Du machst es ziemlich spannend», sagte Fabian ungeduldig.

«Hör zu», sagte Hubert, «du musst einen Spiegel vor das Fernrohr halten und in dich hineinblicken, dort findest du alles, was du wissen willst, alles!»

Fabian dachte an Diala; sie hatte ihm etwas Ähnliches gesagt. Er wollte mehr darüber erfahren und tat deshalb so, als wäre diese Theorie neu für ihn. Um den Astronomen aus der Reserve zu locken, meinte er ironisch:

«Das ist ja nun wirklich klar.»

Das brachte Hubert, wie es Fabian erhofft hatte, in Verlegenheit. Mit einem blassen «wie bitte ...?» signalisierte der Alte, dass *er* nun nicht wusste, wie Fabian es meinte. Und dieser setzte noch einen drauf:

«Das ist so klar, dass du mir Laien diese Theorie gar nicht erklären musst.»

Hubert beugte sich nach vorne und sah Fabian schräg an.

«Jetzt nimmst du mich aber auf den Arm, junger Mann. Ich meine es wirklich ernst», sagte er heftig.

Fabian reagierte nicht.

«Na gut, ich versuchs.»

Er lehnte sich wieder in den Sessel zurück.

«In den Zwanzigerjahren des vorherigen Jahrhunderts entdeckten die Physiker, dass sich die Welt nicht in unabhängig voneinander getrennte Bausteine zerlegen lässt, sondern dass sich alles gegenseitig durchdringt, dass in allem, was existiert, auch alles andere enthalten ist. Mit anderen Worten: Du bist gleichzeitig überall, verstehst du?»

«Wenn ich dich richtig interpretiere», sprach Fabian, der sich nun langsam für Huberts wilde Thesen erwärmen liess, «dann bin ich hier auf der Felsterrasse und gleichzeitig auf irgendeinem Planeten Millionen von Lichtjahren entfernt von der Erde und blicke dort zu den Sternen ...?»

«Ja ... und trotzdem ... so direkt kann man das auch nicht sagen. – Ich spreche von deinem wahren Ich und nicht von dir als Person hier auf der Terrasse.»

Hubert überlegte kurz und meinte:

«Eigentlich ist es gar nicht möglich, diese Erkenntnisse in Worte zu fassen. Vielleicht kann ich es dir so etwas näher bringen: Leg ein Stäubchen unter das Elektronenmikroskop. Was siehst du im Okular? Eine andere Welt mit Landschaften und unbekanntem Organismen. Jetzt stell dir vor, in jener Welt würde jemand ein Stäubchen unter dem Elektronenmikroskop betrachten; was würde dieser Jemand entdecken? Richtig, eine neue Welt, und so ginge das immer weiter und weiter. Jedes in einem Sonnenstrahl tanzende Stäubchen ist ein Universum. Es hört nie auf, weder in Richtung Mikrokosmos noch in Richtung Weltall. Es ist reine Energieverschwendung, da draussen nach Antworten zu suchen. Wir müssen in uns hineinblicken, dann erhalten wir schrittweise die Antworten, nach denen wir forschen. Die Morgenlandfahrt ist nichts anderes als die Reise in den inneren Kosmos.»

«Das ist eine Hypothese. Wo sind die Beweise?»

«Beweise, Beweise ...! Vielleicht kann das die Quantenphysik beweisen, ist doch egal, erfahren kannst du es, das ist wichtig. Du kannst es selbst entdecken, mein Junge. Vertraue deiner Fee. Sie ist ein wunderbares Wesen; ich wünschte, ich könnte an deiner Stelle sein und bei ihr Nachhilfestunden nehmen. Ich alter Sack muss das selber tun. Ich war fast ein Leben lang skeptisch gegenüber Dingen, die man wissenschaftlich nicht oder nicht so einfach nachweisen konnte. Träume waren für mich nicht mehr als die sprichwörtlichen Schäume. Jetzt lässt man mich zappeln. Ich muss meine Energie dafür aufwenden, Vertrauen zu entwickeln, zuzuhören, zu akzeptieren, dass die Wissenschaft eines nicht kann: die ganze Wahrheit intellektuell darlegen. Aber ich mache Fortschritte. Es macht mir Freude, mein bescheidenes Wissen weiterzugeben und damit Menschen in ihrer Suche zu bestärken. Deshalb bin ich hier.»

Fabian hörte fasziniert zu. Dieser alte Mann aus dem Nichts berührte ihn.

«Erzähl mir bitte mehr», sagte er, «ich höre dir gerne zu.»

Hubert schien von diesem Kompliment gerührt zu sein. Er zog die Brille von der Nase und fasste sich an der Nasenwurzel, als wollte er verhindern, dass ihm Tränen aus den Augen quollen.

«Lieb von dir,» antwortete er nach einer Weile. «Also, wenn du der Wahrheit näherkommen willst, dann bringt es nichts, nur zu beobachten. Du musst die Welt nicht als Ding betrachten, sondern als Vorgang. Ergo musst du hineintauchen in den

kosmischen Atem, richtig eins werden mit ihm. Du musst das Alles werden, was in dir und ausserhalb von dir ist.»

«Ich glaube nicht, dass das so einfach ist, wie es sich anhört.»

«Natürlich nicht. Es braucht sehr viel Geduld, um von der Oberfläche wegzukommen.»

«Und was finde ich in mir genau?», fragte Fabian.

«Je tiefer du in das innere Reich eindringst, desto mehr wirst du der Einheit allen Seins gewahr. Und du wirst dabei auch entdecken, dass nichts bleibt wie es ist. Alles ist dauernd in Bewegung. Alles, aber wirklich alles fließt. Da gibt es keine Objekte, nur Prozesse.»

«Was meinst du damit?»

«Ach, ich würde dir gerne mehr darüber erzählen, aber ich kann das nicht. Versuche ich es auf die wissenschaftliche Weise, dann wird es kompliziert und zu abstrakt, zu theoretisch. Versuche ich über meine Erfahrungen zu sprechen, dann stosse ich an sprachliche Grenzen. Dalida kann das viel besser als ich.»

«Wer ist nun Dalida schon wieder?», fragte Fabian.

«Na, deine Fee natürlich.»

«Du meinst Diala?»

«Ja, Diala, ... hab ich was anderes gesagt?»

Fabian drehte sich zur Seite, um sein Grinsen über die Zerstretheit dieses steinalten Forschers zu verbergen. Er hüstelte vor sich hin, was ihm Zeit gab, sich wieder zu fassen.

«Aus deinen Worten ist ein gespaltenes Verhältnis zur Wissenschaft herauszuhören», nahm Fabian das Gespräch wieder auf. «Ist da was dran?»

«Na klar! Und ich kann dir auch sagen weshalb. Ich kann mich nicht mit der Suche nach Lösungen von Teilproblemen zufriedengeben, ich will eine ganzheitliche Sicht der Welt. Durch meine Innenschauen habe ich festgestellt, dass die konventionelle Wissenschaft zu sehr an Teilchen hängen bleibt. Selbst Astrophysiker, die sozusagen mit eigenen Augen gesehen haben, dass es keine für sich allein bestehenden Bausteine der Natur gibt, können sich nicht vom alten Modell trennen, weil sie sonst den Boden unter den Füßen verlieren würden. Ich war viel zu lange einer von ihnen, bis ich erkannt habe, dass alle Dinge in sich zusammenfallen, wenn man sie durchschaut, oder

um es mit den Worten des Mystikers Meister Eckhart zu sagen: Um die Natur selbst zu finden, müssen alle ihre Formen zertrümmert werden. Genau das tut die Quantenmechanik, aber die wenigsten Physiker scheint das zu interessieren.»

«Weil es nur Theorie ist?»

«Nee, aber zu viele Wissenschaftler betrachten die Natur als reine Datenlieferantin für irgendwelche Erklärungen; sie erkennen sie nicht als kreatives Ganzes, das auf verschiedenen Ebenen empfunden und erfahren werden kann. Sie vergewaltigen die Natur, um Geheimnisse aus ihr herauszupressen, anstatt sich ihr hinzugeben und sich von ihr einweihen zu lassen.»

«Aber genau das macht doch die Wissenschaft», entgegnete Fabian, «sie untersucht sie auf verschiedenen Ebenen mithilfe der Physik, Chemie, Biolo...»

«Das ist es ja gerade, diese Aufteilung!», fiel ihm Hubert ins Wort. «Jede Fakultät hängt ihren Problemchen nach. Auf diese Weise geht der Blick für das Ganze verloren. Du darfst mich nicht falsch verstehen, ich bin kein Feind der Wissenschaft. Am liebsten wäre mir, wenn Mystiker und Wissenschaftler in Teams zusammenarbeiten würden, aber leider lehnen dies viele Forscher ab. Sie fürchten sich vor der Mystik.»

«Das versteh ich nun aber gar nicht. Was ist denn an der Mystik so gefährlich?»

Hubert nahm die Brille ab und legte sie sorgfältig ins Etui.

«Du darfst eines nicht vergessen, mein Freund: Einst hat die Religion die Wissenschaft samt ihren Vertretern auf Scheiterhaufen in Asche gelegt. Ich erinnere zum Beispiel an den Denker Giordano Bruno, für den Gott nicht ausserhalb, sondern in der Welt, in allem war. Diese Anschauung war für das sechzehnte Jahrhundert viel zu ketzerisch. In Europa war damals die päpstliche Inquisition ein mit äusserster Brutalität geführter Versuch, wissenschaftliches Denken auszurotten. Die Inquisition bestand in einigen Ländern bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Verständlich, wenn die Schreie der gefolterten und brennenden Forscher bis heute zu hören sind. Die Wissenschaft wehrt sich vielleicht deswegen so oft gegen mystische Praktiken und mögliche Formen von Aberglauben. Zweifellos gibt es unter selbtherrlichen Pseudomystikern immer wieder Auswüchse, die ich keineswegs toleriere. Fanatismus – das wissen wir nicht erst seit der jüngsten Vergangenheit – ist das Gift, das alle Bemühungen der fruchtbaren Zusammenarbeit tötet, auch die Annäherung von Mystik

und Wissenschaft.»

«Dieser Giardino Bruno», fragte Fabian, kaum hatte Hubert den Satz beendet, «war der nun ein Wissenschaftler oder ein Mystiker?»

«Giordano hiess der Mann, Giordano, eigentlich Filippo Bruno», korrigierte Hubert. «Ob er Mystiker oder Wissenschaftler war, kann ich dir nicht sagen, ich vermute, er war beides. Dass er zum Beispiel davon ausging, dass die Fixsterne Sonnen sind, deutet auf ein messerscharfes logisches Denken hin. Zu der Zeit ging ja nicht einmal das von der Kirche bekämpfte kopernikanische Weltbild so weit. Dieses besagte zwar, die Erde sei nicht mehr der Mittelpunkt des Alls, es dachte jedoch die Sterne als fixierte Leuchtkörper in einer Sphäre rund um das Sonnensystem. Auch, dass er es für ziemlich dämlich hielt zu glauben, auf anderen Planeten gäbe es keine Lebewesen, ist nicht notwendigerweise auf eine mystische Erfahrung zurückzuführen. Dass es aber für ihn keine Grenzen gab zwischen dem Ich und dem Du, zwischen Subjekt und Objekt, oder dass alle Körper beseelt wären und sich in einer Wechselwirkung mit dem ganzen Kosmos befänden, muss mystischen Einsichten entspringen. Das sind Gedanken, die auch heute noch weit davon entfernt sind, allgemein akzeptiert zu werden, auch wenn sie für die wahren Weisen auf der ganzen Welt selbstverständlich sind.»

«Dann muss ihn die Kirche noch mehr gehasst haben als Kopernikus, den sie immerhin am Leben liess.»

«So ist es. Schon das kopernikanische Denken stellte die Machtposition der Kirche mit dem Papst an der Spitze infrage, denn damit wurde die Unfehlbarkeit der Kirche in Sachen Kosmologie untergraben. Und mit Giordano Bruno wurde auch noch der Gott der katholischen Kirche vom Sockel gehoben. Das machte allerdings nicht nur der Kirche Mühe, sondern auch anderen Gelehrten und Denkern in ganz Europa, denen Brunos Vorstellungen zu weit gingen. So erklärte er seinen Inquisitoren 1592, dass es neben der uns bekannten Welt unzählige andere belebte Welten gebe.»

«Das Denken dieses Mannes interessiert mich sehr; kannst du mir noch mehr über ihn erzählen?»

«Wenn ich mich nicht täusche», antwortete Hubert, «steht in meiner Bücherwand ein Buch von Giordano Bruno. Das schenke ich dir, dann weisst du schon recht gut über ihn Bescheid. Warte, gleich hab ich das Buch in der Hand.»

Er schnippte mit den Fingern. Da gab es einen Knall, eine Art Donnerschlag in Zimmerlautstärke, und ... Hubert war verschwunden ...!

Nach dem ersten Schreck musste Fabian laut lachen. Der ist wirklich kein Talent, dachte er und wartete darauf, dass der Astronom wieder erschien. Doch Hubert liess sich nicht mehr blicken.

Fabian wartete noch eine Weile, dann gab er auf und ging enttäuscht ins Bett. Zuvor suchte er in Dialas Bücherregal nach einem Werk von Giordano Bruno, aber er wurde nicht fündig. Hubert schien einen Fehler gemacht zu haben und konnte sich nicht mehr zurückbeamen, oder dann war er an einem ganz anderen Ort gelandet. Wie auch immer, Diala würde ihm mehr über diesen wunderlichen Kauz erzählen können. Doch die Nacht war noch nicht zu Ende. Huberts Erscheinen schien auch andere Geister geweckt zu haben:

Ehe Fabian zu Bett ging, kraulte er den Bauch von Kujo, der sich auf dem Teppich vor seinem Bett wälzte. Das hatte der grosse Kater bisher noch nie zugelassen. Fabian blieb auf der Hut, wohl wissend, dass der Luchs jederzeit die Krallen in sein Fleisch haken konnte, falls er Spiel mit Kampf verwechseln sollte. Da sah Fabian eine Zecke über seine Hand krabbeln, die sich eigentlich den Luchs als Opfer ausgesucht hatte. Er versuchte sie zu ergreifen, doch sie entglitt ihm immer wieder. Endlich war sie zwischen Zeigefinger und Daumen eingeklemmt. Er sah sich den Blutsauger etwas genauer an. In diesem Moment begann in seinem Kopf ein Rauschen und Schwindeln. Alles drehte sich und riss ihn mit. Plötzlich sog es ihn mit aller Kraft in die Zecke hinein. Er warf seine Arme wie Halt suchende Anker aus. Aber da war nichts, was er hätte ergreifen können. So ergeht es einer Spinne, die in ein Staubsaugerrohr geraten ist, dachte er und ergab sich seinem Schicksal.

Auf einmal war es still – kein Lufthauch, kein Ton. Fabian befand sich in einem riesigen Raum. Er sah unzählige Sterne um sich herum.

«Erkennst du die Unendlichkeit in einer Milbe ...?»

Fabian zuckte zusammen. Der Satz war dicht neben seinem Ohr gesprochen worden. Er blickte sich um ... Da war ein Mann in einem weiten grünen Mantel, wie man ihn vor einigen Hundert Jahren getragen haben mochte, und blickte ihn freundlich an. Seine wachen, eher weiblichen Augen vermochten nicht über die grosse Nase hinwegzu-

täuschen, die das Gesicht dominierte.

«Folge mir», sagte er, «ich werde dir die Unermesslichkeit zeigen!»

Er deutete mit einer Kopfbewegung in eine bestimmte Richtung. Dabei wallte seine Mähne auf und ab, und Fabian fragte sich, wo die Haare angewachsen waren, denn eigentlich hatte der Mann eine Glatze.

Fabian und der Unbekannte rasten einem Sternhaufen zu. Je näher sie der Galaxie kamen, umso mehr weitete sich der Raum. Eine der Sonnen wurde immer grösser und mit ihr auch ein grüner Planet. Keine Sekunde später standen sie auf festem Boden.

«Sieh dir dieses Tier an!»

Der Unbekannte liess Fabian keine Zeit, den fremden Planeten zu betrachten, sondern zeigte auf ein niedliches Tierchen, das aussah wie eine Mischung aus Meerschweinchen und Fuchs; es sass vor ihnen und wusch sich. Der Mann hob es sanft auf.

«Siehst du die Milbe auf seinem Fell?»

Fabian sah etwas genauer hin und entdeckte sie.

«Und?», fragte er.

«Sieh genauer hin! »

Fabians Augen zoomten das Spinnenviech, und schwupp, ging es wieder von vorne los. Mit grosser Geschwindigkeit tauchte er in die Milbe ein und landete erneut in einem All!

«Und so geht es endlos weiter», hörte er den Fremden sagen.

«Jede Milbe auf einer Milbe enthält ein Universum. Immer wieder findest du das Gleiche ohne Ende. Staune darüber, dass etwas, was uns unbedeutend klein vorkommt, selbst ein Kosmos ist. Das gilt auch für den Menschen: Er ist nichts im Hinblick auf das Unendliche, aber ein All im Hinblick auf das Nichts. Denk darüber nach!»

In diesem Moment begann sich der Mann mit dem grünen Mantel aufzulösen.

«Wer sind Sie, wie heissen Sie?!», rief ihm Fabian nach. Und aus der Tiefe der schwarzen Ewigkeit hörte er den Namen «Blaise Pascal».

Fabian fand sich auf dem Bett liegend wieder. Er holte sich aus Dialas Bibliothek den entsprechenden Band aus der Lexikonreihe und fand schon nach kurzer Zeit ein gemaltes Bild des Mannes, der ihm in einer Milbe begegnet war. Darunter stand:

Blaise Pascal, 1623–1662, Mathematiker, Philosoph, Mystiker. Befasste sich bis zu seinem 31. Lebensjahr mit Mathematik (Pascal'scher Satz) und Philosophie. Nach einer starken Lichterfahrung wandte er sich spirituellen Fragen zu und zog sich in ein Zisterzienserkloster zurück.

Über den Besucher auf der Felsterrasse fand Fabian dagegen nichts. Der Name Hubert allein nützte ihm so viel wie einem Lawinenhund die Handynummer eines Verschütteten.

QUANTENSPRÜNGE

Am andern Morgen sass Diala wie gewohnt am Frühstückstisch, als Fabian verschlafen auf der Felsterrasse erschien. Er brauchte eine Weile, bis er seine Gedanken so weit gebündelt hatte, dass er die Fee über Hubert ausfragen konnte.

«Hubert war hier?», fragte sie überrascht, «das erstaunt mich. Und er wollte wirklich zu dir?»

Fabian nickte.

«Dann scheint er seine Treffsicherheit beim Reisen verbessert zu haben», meinte Diala.

«Da wäre ich nicht so sicher», warf Fabian ein. Er berichtete ihr über die misslungenen Materialisierungsversuche und wie er schliesslich verschwand.

Diala lachte.

«Das ist typisch für ihn, ich kenne ihn nicht anders.»

Fabian wollte wissen, weshalb sie nichts über dessen Besuch gewusst habe und ob sie nicht mit ihm in Verbindung treten könne, er würde gerne noch ein wenig mit ihm plaudern, zudem habe ihm Hubert ein Buch versprochen.

«Ach weisst du, Hubert ist ein Paradebeispiel für die Heisenberg'sche Unschärferelation – du verstehst?»

«Ich ...»

«Lass mal. Ich will damit nur sagen, dass er nicht fassbar ist. Er ist nicht hier und nicht da. Eines schönen Tages tauchte er neben mir auf, als ich auf einer Wiese sass und mit meinen Schmetterlingen spielte. Er erschrak und entschuldigte sich mehrmals, denn er wusste nicht, wie ihm geschah. Wir unterhielten uns tage- und nächtelang. Ich versuchte, ihm einige Tricks beizubringen, aber er hatte seine liebe Mühe damit. Es war lustig mit ihm. Mehrere Jahre lang erschien er hin und wieder, und dann blieb er plötzlich lange weg. Erst vor einigen Tagen traf ich ihn wieder, aber nur kurz, denn er schien sich einmal mehr verwählt zu haben», sagte sie grinsend.

«Er behauptete, er sei Astronom gewesen, stimmt das?»

«Ja. Bevor er sich philosophischen und mystischen Schriften zuwandte, war er ein fanatischer Wissenschaftler auf dem Gebiet der Astronomie. Er starb vor über fünfzig

Jahren ...»

«Was ...!?!», rief Fabian, «ich habe mit einer Leiche gesprochen ...?»

«Nun sag das nicht so ... abwertend», antwortete Diala sachlich. «Giordano Bruno würde dir sagen, dass die Sinne trügerisch sind, weil sie die wahre Natur der Dinge verschleiern.»

Diala versuchte zu erklären, dass Huberts Körper zwar tot sei, dass aber sein Geist Menschen davor warne, zu sehr im Äusseren zu forschen. Gelegentlich vergesse er dabei, dass er nicht mehr zu den sogenannten Lebenden gehöre, aber anscheinend gefalle ihm diese Rolle ganz gut.

Fabian war nach diesem Gespräch ziemlich durcheinander. Er vergass, Diala von der Begegnung mit Blaise Pascal zu berichten. Er war froh, dass es nach dem Frühstück auf eine anstrengende Wanderung ging, die ihn auf andere Gedanken brachte.

Das ging mehrere Wochen so. Dank einer geistreichen, witzigen und liebevollen Fee gewann Fabian sein Lachen zurück und wurde wieder er selbst: ruhig, zufrieden, gelassen und voller Vertrauen in seine unsichtbaren Freunde.

Seit er Diala begegnet war, hatte er keine Zigarette mehr zwischen die Lippen geklemmt. Die mit Angst- und Panikanfällen einhergehenden Abstürze hatten nachgelassen und waren endlich ganz verschwunden. Die «spirituellen Lego-Steine», wie Diala das Diskutieren, das Wandern, das Meditieren, das Sternegucken und das Lesen von beseelten Büchern nannte, heilten ihn und erweckten in ihm den früheren Morgenlandfahrer. Wenn er nicht zu erschöpft war, las er regelmässig in Hesses *Glasperlenspiel*. Diesmal wollte er das letzte grosse Werk seines Lieblingserzählers bis zur letzten Seite lesen und verstehen.

Je mehr er darin las, desto deutlicher erkannte er zwischen den Zeilen ein Muster, auf das er in den vergangenen Monaten wiederholt gestossen war: Es ging darum, die Einheit allen Seins zu erkennen. Mit dem Glasperlenspiel war es möglich, dies auf spielerische Weise zu tun, zum Beispiel, indem ein Eingeweihter die mathematische Gemeinsamkeit zwischen der Seele eines Gedichts und der Formel einer Planetenbahn aufzeigte.

Solchen Spielen nachgehen konnten nur Menschen, die vom lohnabhängigen Alltag

losgelöst lebten; deshalb hatte Hesse in seiner Geschichte eine Stätte der Ruhe inmitten der ruhelosen Welt geschaffen. Diesen Ort nannte er «Kastalien». Wer dort aufgenommen werden wollte, musste allem Weltlichen entsagen. Es wurde die vollständige Hingabe an das Spiel der Spiele verlangt. Zum täglichen Brot gehörte die Meditation.

Für Fabian war Dialas Kristallhöhle ein solches «Kastalien». Auf der Felsterrasse vertiefte er sich wieder in Bücher, die er als Jugendlicher gelesen hatte, beispielsweise in den «Demian», eine der frühen Erzählungen Hesses. Das Büchlein war überspitzt formuliert die literarische Umsetzung von Fabians einstigem Tagebuch. Die Geschichte Demians umschrieb treffend das, was er und viele andere Junge damals verspürt hatten: die Lust, die genormten Vorgaben zu durchbrechen und herauszufinden, was das «richtige» Leben ausmachte, welches Tun sinnvoll war und ob das Leben überhaupt einen Sinn hatte.

Wie Hesse war auch er nicht der Typ, der glasklar wusste, welchen Job er ausüben müsste, um erfolgreich zu sein, falls dies überhaupt erstrebenswert war. Als Fabian das Abitur in der Tasche und die ungeliebte obligatorische Militärschulung beendet hatte, schrieb er sich an der Universität ein. Er war sich bewusst, dass das, was er dort zu finden hoffte, kaum eine lukrative berufliche Laufbahn fördern würde. Er versuchte nur das zu tun, was der inneren Melodie entsprach und nicht, was einen sicheren Arbeitsplatz garantierte. Bevor die mehrjährige Freundschaft mit Lea Schiffbruch erlitt, lebte Fabian wie ein Tagträumer. Und so sah auch sein Liebesleben aus: Wie ein Floh hüpfte er von Wirt zu Wirt und biss sich fest. Liebe konnte er unmöglich nur einer Frau geben. Er verteilte sie wie Gratismuster eines Parfüms.

In derselben Zeit tat er sich als Präsident des örtlichen Jugendvereins schwer damit, eine Horde Jugendlicher zu leiten, die von ihm erwartete, dass er sie führen würde. Aber mit der Rolle eines «Führers» wollte er nicht das Geringste zu tun haben; das Wort roch ihm zu sehr nach «Ver-Führen». Hatten die jungen Leute nicht alle einen eigenen Weg zu gehen? War es nicht dienlicher, sie nur etwas anzukicken, damit der innere Stein ganz von selbst ins Rollen kam, wie dies auch bei ihm der Fall gewesen war?

In jenen Tagen, als sich Fabian noch zur Gemeinschaft der Morgenlandfahrer zählte, hatte er so manch kleines Erlebnis, das ihn auf dem richtigen Kurs hielt. Einmal, als Lea

und er am Meeresstrand in der französischen Camargue das Zelt aufgestellt hatten – es war die Zeit, in der er sich intensiv mit hinduistischen und buddhistischen Lehren beschäftigte –, geschah eines Nachts Folgendes: Jemand hastete so nahe an ihrem Zelt vorbei, dass der oder die Unbekannte über eine Spannleine stolperte. Dabei entstand ein dumpfer Ton. Fabian und Lea erwachten kurz und schliefen dann wieder ein, als sie keine weiteren aussergewöhnlichen Geräusche mehr vernahmen. Am Morgen, als die Sonne das Zeltinnere auf mittlere Backofentemperatur aufgeheizt hatte und Fabian draussen nach Luft schnappen wollte, fand er ein aufgeschlagenes Buch vor dem Zelt. Es war nicht irgendein Buch, kein Liebesroman, kein Krimi, kein Campingführer, sondern ein Buch über Yoga und Meditation, über Arten des Ruhigwerdens, des Atmens, des Sammeln und des Verschmelzens mit dem Licht. Das Buch war ihm buchstäblich zugefallen, und dies unter mysteriösen Umständen: Es befand sich kein anderes Zelt in der Nähe, und die beiden hatten an diesem Ort auch keine Bekanntschaften gemacht, denn er und Lea waren erst am Tag zuvor eingetroffen. Und selbst dann wäre es noch immer ungewöhnlich gewesen, dass jemand, der durch die Nacht taumelte, nicht das Auto gesehen hätte, das schützend neben dem Zelt stand und dessen Scheiben das Mondlicht reflektierten. Und weshalb liess er oder sie das Buch einfach so liegen? Und warum gerade ein Buch über ein Thema, mit dem sich Fabian seit Wochen auseinandersetzte?

Auch die folgende Episode verdeutlicht, wie sich die Mitgliedschaft beim Bund der Suchenden im Alltag auswirkte: In jenem Stadtteil, in dem Fabian aufwuchs, gab es ein Ladenlokal, dessen Besitzer ständig wechselten. Zuletzt hatte ein Friseur sein Glück darin versucht. Wahrscheinlich wuchsen die Haare seiner wenigen Kunden nicht schnell genug, um seine Kasse ausreichend zu füllen. Jedenfalls war er nach einem Jahr wieder verschwunden. Einige Zeit war das Schaufenster leer, dann hing plötzlich ein schwarzer Vorhang hinter der Scheibe; er verlieh dem Lokal einen Hauch von Bestattungsinstitut.

Eines Abends im Winter, als er mit dem Bus vorbeifuhr, sah er Licht hinter dem unheimlichen Vorhang. Da war etwas im Tun. Doch der Laden machte auch einen Monat später nicht den Eindruck, als werde er demnächst mit Pauken und Trompeten eröffnet. Kein Schild, keine Dekoration, kein Plakat und keine Anschrift deuteten

darauf hin. Nur das Licht hinter der Gardine verriet, dass dort jemand wohnte. Ein Jemand, der keine andere Wohnung gefunden hatte?

Als Fabian einmal zu Fuss unterwegs war und er plötzlich vor dem geheimnisvollen Geschäft stand, wurde er neugierig. An der Eingangstür entdeckte er einen aufgeklebten Zettel. Darauf war von einem kalligrafischen Talent mit schwarzer Tinte das Wort «Antiquariat» aufgepinselt worden. Fabian öffnete die Tür. Im schwach beleuchteten Raum sass inmitten von Tausenden von alten Büchern ein Greis in einem Schaukelstuhl. Sein Kopf steckte in einer Zipfelmütze und hatte ein Buch vor sich. Langsam drehte sich dieser in Fabians Richtung, dann sagte eine fistelnde Stimme:

«Komm herein, junger Mann, und sieh dich um!»

Fabian wusste nicht so recht, wie er reagieren sollte. Er suchte ja nichts Bestimmtes. Nur die Neugierde hatte ihn an diesen staubigen Ort geschoben. Er schloss die Tür hinter sich, um nicht noch mehr Kälte hereinzulassen. Der Alte, der seine Beine in eine Woldecke eingewickelt hatte, dankte es ihm mit einem Lächeln. Einen kurzen Moment hellte sich das mit dunklen Flecken übersäte Gesicht auf.

«Kann ich dir helfen?», fragte er über die Brillengläser blickend.

«Jaaa ...», antwortete Fabian langsam, um Zeit zu gewinnen, «haben Sie vielleicht etwas über Astronomie oder Philosophie und so?»

Er hoffte, das Gespenst würde verneinen.

«Selbstverständlich», sagte dieses mit krächzender Stimme und hustete seine eingeroosteten Stimmbänder aus. «Dort drüben in der Ecke findest du etwas über Astronomie, und gleich links neben dir ist das ganze Regal voll mit Büchern über Philosophie und was noch so alles dazugehört.»

Mit schlotterndem Finger zeigte er jeweils auf die beschriebene Stelle.

«Lass dir Zeit, mir eilt es nicht», fügte er an, dann starrte er wieder in das Buch, das von einer nackten, über seinem Kopf hängenden Glühbirne schwach beleuchtet wurde.

Fabian hatte nur wenig Geld bei sich. Er zögerte.

«Übrigens», krächzte es wieder aus dem Schaukelstuhl, «die Bücher kosten fast nichts. Ich werde sie sowieso bald verschenken müssen ...»

Ob jemand ausser ihm von diesem Antiquariat wusste?, dachte Fabian. In der Lokalzeitung war nichts darüber geschrieben worden. Was solls? Er begann, in den

Regalen nach etwas Brauchbarem zu suchen. Tatsächlich fand er alte, gut erhaltene Bücher, aber auch solche, die erst kürzlich herausgegeben worden waren.

Plötzlich rauschte etwas nahe über seinen Kopf hinweg. Der Grösse nach war es kein Kanarienvogel, oder dann war er sehr gut genährt. Fabian blickte halb verblüfft, halb erschrocken zum Schaukelstuhl.

«Das ist Pius, ein Falke», brummte es unter der Zipfelmütze hervor. «Wenn er bei mir auf Besuch ist, kommt er leider nur selten dazu, mit jemandem zu spielen.»

Pius war auf dem Gestell in der finstersten Ecke des Raumes gelandet. Von dort spähte er mit seinen orangefarbenen Augen zum jungen Besucher hinüber. Solange es beim Spielen bleibt ..., dachte Fabian.

In kürzester Zeit hatte er einen Stapel Bücher zusammen. Am liebsten hätte er gleich zentnerweise Lektüre heimgeschleppt; aber wohin damit? Und ausserdem wäre neben der Schule und dem In-die-Sterne-Gucken nicht mehr viel Zeit zum Lesen übrig geblieben. Leider, denn Bücher übten eine magische Wirkung auf ihn aus: Jedes Mal, wenn ihn der Geruch alter Schriften in der Nase kitzelte, erfasste ihn ein Verlangen, mehr über das All, den Sinn des Lebens und über sich selbst zu erfahren.

Der Alte verlangte für die acht Bücher, die Fabian herausgepickt hatte, fast nichts. Er forderte Fabian auf, so oft herzukommen, wie er wolle, er sei jederzeit willkommen, und es würde noch eine Menge Lesestoff auf ihn warten. Es sei ohnehin besser zu lesen, als ständig herumzuplappern, wie dies die Erwachsenen täten.

«Leeres Geschwätz ist reine Energieverschwendung», stellte er klar, «kein Wunder, dass viele Leute am Abend so kaputt sind.»

Fabian ging öfter zum alten Einsiedler ins Antiquariat und fand stets ein paar Bücher, die sein Interesse weckten. Manchmal ging er mit seinem Freund Lorenz auf Besuch, denn auch dieser liebte es, in alten Büchern von Dingen zu lesen, von denen er noch nie gehört hatte. Aber sooft beide auch hingingen, nie war jemand anderes zugegen. Die zwei schienen die einzigen Kunden – und Spielgefährten für Pius – zu sein.

Fabian hatte sich rasch Pius gewöhnt. Wahrscheinlich hätte sich eine tiefe Freundschaft zwischen ihm und dem Raubvogel entwickelt. Doch eines Tages war der Laden leer. Die Tür war nur angelehnt, das Lokal voller Staub und Spinnweben. In Pius' Lieblingsecke war an einem Pfosten des Gestells ein Zettel angeheftet. Darauf stand in

geschwungener Handschrift:

Junger Mann!

Je früher du dich auf die grosse Reise nach Osten – nach innen – machst, desto besser. Ich habe leider etwas spät damit angefangen. Weisst du, obwohl jeder sich selbst der Nächste ist, schafft es kaum einer, das grösste Geheimnis des Lebens zu entdecken: sich selbst. Deshalb: Bleib dir treu!

P. S.: Pius lässt dich grüssen.

Fabian verstand damals nicht, was der Mann meinte. Er ahnte auch nicht, wie schwer es einfache Worte haben, sich zu verwirklichen. Wohin der Mann gegangen war, erfuhr er nie. Fabian ging davon aus, dass er gestorben war.

Und Pius?

Die meisten Begegnungen entweichen uns so schnell aus dem Gedächtnis, wie sie stattgefunden haben. Sie haken sich nur fest, wenn sie über das Alltägliche hinausgehen – auf die eine oder andere Weise. Das Bild des Mannes, der frierend zwischen Bergen von Büchern im Schaukelstuhl sass, liess Fabian lange nicht mehr los. Es war eine der bedeutsamen Schnittstellen in seinem Leben – eine Sternschnuppe, die nur ihm gegolten hatte. Jedes Mal, wenn er später ein Antiquariat betrat, sah er innerlich die beiden «Vögel»: den alten Kauz und den Falken.

Solche durch Dialas Methoden und Hesses Geschichten wiedererweckte Erinnerungen machten ihm deutlich, was in ihm brannte: die Suche nach der Essenz des Lebens und was diese mit ihm zu tun hatte. Das wusste die Fee ganz genau und half entsprechend nach. Auf lockere Weise liess sie ihn erkennen, was es mit der «verlorenen Jugend» auf sich hatte: Sie war nur scheinbar verloren. Verdrängt hatte er sie; er wollte von seiner Jugend nicht gestört werden. Weshalb sollte er auch nach ihr graben? War es ihm bisher nicht blendend ergangen? Da gab es doch keinen Grund, das Leben nach «Viren» abzusuchen, solange das Programm störungsfrei lief. Wie sollte er auch auf die Idee kommen, dass sich eines Tages seine Jugend an ihn erinnern könnte und ihm unter die Nase reiben würde, er solle doch gefälligst den Weg wieder gehen, den er ursprünglich eingeschlagen hatte?

Die Abende in Dialas märchenhafter Kristallhöhle waren kurzweilig und nicht nur mit Diskussion, Meditation und therapeutischer Arbeit ausgefüllt. Oft lagen beide auf dem Bett, warfen sich gegenseitig Kissen zu, massen wie Kinder ihre Kräfte.

Wenn Fabian nicht zu müde war, bot er ihr eine Rückenmassage an. Er tat dies nicht nur gerne, um ihre pfirsichzarte Haut zu spüren, sondern auch, um ihr ein wenig von der Liebe zurückzugeben, mit der sie ihn überschüttete. War sie damit einverstanden, oder auch, wenn die Fee ihn massieren wollte, dann zischte es jeweils und ein mit Samt überzogener Massagetisch stand anstelle des Bettes im Raum. Und auf einem runden Tischchen glänzte ein orientalisch anmutendes Messinggefäß, in welchem ein brennendes Räucherstäbchen steckte. Aber das Verrückteste war dies: Gleichzeitig mit dem Massagetisch erschien jeweils ein weiss gekleidetes dunkelhäutiges Musikerpaar, das auf Tanbura und Tabla klassische indische Musik vortrug!

Fabian spürte, dass Diala es in vollen Zügen genoss, massiert zu werden. Auch wenn sie kein grobstoffliches Wesen war wie er, schnurrte sie voller Wonne, wenn Fabian ihr mit seinen Händen seidig über den mit Rosenöl gesalbten Rücken fuhr. Und einmal liess sie sich sogar zu einem sehr menschlichen Geständnis hinreissen:

«Ach, wie herrlich ist es doch, einen festen Körper zu haben ...»

Eines Morgens, noch im Pyjama, glaubte Fabian Stimmen zu hören. Er schoss aus dem Bett, zog sich rasch an und eilte auf die Felsterrasse. Dort sass Diala am reich gedeckten Frühstückstisch und schien auf ihn zu warten. Neben ihr lag der Luchs. Auch er machte nicht den Eindruck, als ob eine Gefahr bestehen würde.

«Hast du die Stimmen auch gehört», fragte Fabian aufgeregt.

«Ja, warum?»

«Da ist jemand in der Nähe. Man könnte deine Höhle entdecken!»

«Es ist nicht das erste Mal, dass hier Strahler auftauchen. Die vermuten in dieser Gegend interessante Grotten. Ganz so unrecht haben sie ja nicht. Aber mach dir keine Sorgen, die Kristallhöhle findet niemand.»

Der Wind trieb wieder ein paar Wortfetzen heran.

«Wenn die Strahler wüssten, was es da zu entdecken gäbe», meinte Fabian und fügte an,

dass es gar nicht gut wäre, wenn sie auf die Kristallhöhle stossen würden, «sonst wimmelt es hier bald von Mineralienjägern.»

«Wenn es dich beruhigt, dann lass uns eben nachsehen», sagte sie schon fast gelangweilt.»

Fabian folgte der Fee, die in einer der vielen Felsöffnungen verschwand. Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn durch einen pechschwarzen, leicht ansteigenden Gang, der plötzlich an einer Wand endete. Diala hiess ihn bücken, es folge ein enger Durchgang, der nur auf allen vieren passierbar sei, und schon war sie weg. Fabian schlüpfte durch die Öffnung und fand sich mit ihr in einer kleinen Höhle wieder. Durch eine Felsspalte drang etwas Licht.

Die Stimmen waren nun deutlich zu hören und auch ein unregelmässiges Klopfen.

«Da draussen geht es steil hinunter», flüsterte Diala. «Etwa drei Meter unter uns befindet sich eine alte, in den Fels gehauene Wasserleitung, die kein Wasser mehr führt. Auf diesem Sims stehen zwei junge Männer. Ganz schön gefährlich, was die beiden tun.»

«Und was nun?»

«Warts ab.»

Fabian spitzte die Ohren. Da hörte er ganz nah eine Stimme:

«Du nervst! Glaub mir doch endlich, dass es hier sein muss. Mein Grossvater hat sicher nicht gelogen!», sagte der eine, während er mit einem Hammer den Felsen abklopfte.

«Mag sein», antwortete eine etwas tiefere Stimme. «Aber als er noch lebte, gab es in unserem Dorf gerade mal einen oder zwei Fernseher. Da erzählten sich die Leute Geschichten, um sich zu unterhalten und den harten Alltag zu vergessen. Diese Story mit der Kristallhöhle ist eine alte Mär. Wie oft sind wir schon hier gewesen und haben kein einziges Lebewesen, geschweige denn eine Geisterfrau angetroffen? Ich riskiere mein Leben für diesen Fake!»

Das Klopfen verdoppelte sich. Beide suchten das Gestein nach Hohlräumen ab.

«Dann lass es eben sein», erwiderte die eine Stimme beleidigt, «in Zukunft werde ich allein aufsteigen.»

«Du endest noch als unansehnliche Leiche am Fuss der Felswand. Glaub ja nicht, dass ich ...»

«Hör mal!», unterbrach ihn die hellere Stimme. «Hörst du das?»

«Könnte ein Hohlraum sein – warte, ich komme rüber.»

Fabian und Diala hörten die beiden wie verrückt auf die Fluh hämmern. Gesteinsbrocken kullerten die Steilwand hinab und schlugen weit unten auf.

«Hier ist eine eingeschobene Felsplatte, die müssen wir herausbrechen», befahl die tiefe Stimme aufgeregt. Die beiden stöhnten und schnaubten und fluchten vor sich hin.

«Die sitzt fest, das kriegen wir so nicht hin. Los, stecken wir unsere Hämmer in den Spalt und drücken gemeinsam ... gut so ... jetzt!»

Es gab einen heftigen Knall, Steine polterten den Berg hinab, dann war es still.

«Hey! Was ist das?!»

«Lass sehen!»

«Ein Lederbeutel ... », er öffnete ihn, «ein Zettel? – Da steht was drauf!»

«Lies schon!»

Fabian und Diala hörten, wie einer der Männer las:

*Wer bis hierher ist gekommen,
hat mich wohl beim Wort genommen.
Befolge jetzt noch diesen Rat,
dann bist mein Freund du, in der Tat:
Nimm mit den Stein, dann lass es sein,
die Fee fängst du ja doch nicht ein!*

Die beiden Männer sahen einander verduzt an. Plötzlich lachte der eine laut heraus.

«Da hat dich dein Grossvater ja schön reingelegt, was?»

«Glaubst du wirklich, dass der so bescheuert gewesen wäre, den stundenlangen Aufstieg zu machen, nur um in einem Felsloch einen blöden Spruch zu verstecken?»

«Hast du eine bessere Erklärung?»

«Nein, aber vielleicht hat er noch etwas anderes in der Höhle zurückgelassen – da steht ja noch was von einem Stein.»

Der dies gesagt hatte, nahm eine Taschenlampe hervor und leuchtete in das finstere Loch.

«Oooh ...!», er griff in die Höhle, «... sieh mal!»

In der Hand hielt er einen in der Sonne violett funkelnden Kristall, der so gross war wie ein Fussball.

«Wow!», rief der andere entzückt. «Ein Amethyst ... eine seltene Abart des Quarzes ... so ein schönes Stück habe ich noch nie gesehen.»

«Nimm! Es hat noch einen zweiten Kristall in der Höhle.»

Diala und Fabian hörten die zwei Männer raunen.

«Ich glaube, die beiden sind glücklich», flüsterte sie ihm ins Ohr. «Was wollen wir noch mehr?»

«Die muss mein Grossvater in die Felsnische hineingelegt haben», meinte der eine.

«Sieht so aus», sagte der andere. «So wie man sich erzählt, muss er ein total ausgeflippter Typ gewesen sein. Niemand sonst wäre auf die Idee gekommen, solche Dinge zu tun.»

«Wahrscheinlich hast du recht. Aber das macht ihn mir noch sympathischer. – Komm, lass uns hinabsteigen. Vielleicht finden wir in seinen Aufzeichnungen noch andere interessante Hinweise.»

Diala und Fabian warteten, bis die Stimmen leiser wurden und schliesslich verstummten. Dann machten sie sich auf den Rückweg. Auf der Felsterrasse angekommen, fragte Fabian, ob jener Grossvater tatsächlich von ihrer Existenz gewusst habe.

«Ja, er hat mich gekannt. Er war einer dieser Männer, die die kostbaren Wasserleitungen kontrollierten und instand hielten, ein Wasserhüter, einer, der bei seiner Arbeit an den Steilwänden ständig einen Fuss im Jenseits hatte. «Leben bedeutet, jeden Schritt und jeden Blick bewusst tun» war sein Motto. Gelegentlich begegneten wir uns. Wir wurden gute Freunde. Die Gespräche mit ihm waren tiefgründig und witzig zugleich. Er war ein verschwiegener Philosoph, der mich niemals verraten hätte. Aber es hätte ihm auch nichts gebracht, denn die andern konnten mich gar nicht sehen, wenn ich es nicht wollte.»

«Sag mal», fragte Fabian nach einer Pause, «auf dem Zettel im Felsloch war doch nur von einem Stein die Rede, hast du da ein wenig nachgezischt?»

Sie lächelte.

Es war der Abend vor dem Abschied. Diala und Fabian sassen in ihren Polstersesseln auf der Aussichtsterrasse. Ihnen zu Füssen lag der Luchs. In ihrer Mitte stand ein Tisch,

auf dem drei Kerzen flackerten und ein gespenstisches Licht auf das stumme Trio warfen. Fabian war zunächst nicht so lebhaft, wie er es sonst bei ihren nächtlichen Gesprächen war. Der Gedanke, sich am folgenden Tag von seiner Fee trennen und wieder in den Dunst des Tals hinabsteigen zu müssen, lag ihm bleischwer auf dem Magen. Um ein Gespräch in Gang zu bringen, wollte Diala von ihm wissen, was er als Essenz aus dem *Glasperlenspiel* gewonnen habe.

Es dauerte eine Weile, bis sich Fabian aufrichtete und langsam zu sprechen begann: «Das Buch scheint sich dem geistigen Stand seiner Leser anzupassen. Jedenfalls lässt es unterschiedliche Interpretationen zu, je nach dem, wie man die Welt sieht. Hesse beschreibt darin mehrere Ebenen gleichzeitig, beispielsweise die persönliche von Josef Knecht, dem Meister des Glasperlenspiels. Dieser Weise hatte alles erreicht, was es zu erreichen gab. Er stand an der Spitze der geistigen Elite in Kastalien. Auf dem Gipfel der Karriere wurde ihm jedoch bewusst, dass er wieder vom Olymp hinabsteigen musste. Er sah keinen Sinn darin, all die Geheimnisse, die er spielend entdeckt hatte, für sich zu behalten. Deshalb wollte er sein erweitertes Bewusstsein denjenigen zur Verfügung stellen, die ausserhalb des abgeschirmten Ortes der vergeistigten Spieler lebten. – Fast kommt es mir vor wie meine gegenwärtige Situation: Am liebsten möchte ich hier oben bei dir bleiben, weil ich von dir mehr erfahre als aus allen Büchern. Aber ich muss zurück zu meiner Arbeit, zu meinen Kollegen, in meine Wohnung. Ähnlich wie Hesse damals fühle ich, dass ich noch eine andere Seite in mir habe. Ich brauche auch die Herausforderung des Alltags, den Tatbeweis, dass ich das mache, was in mir ist und was ich von mir fordere. Du verstehst?»

Diala nickte.

Fabian zündete eine Kerze an, die erloschen war, als er ihr mit den Armen gestikulierend zu nahe gekommen war.

«Die Geschichte rund um das Glasperlenspiel hat mich übrigens nicht annähernd so gepackt, wie Hesses *Steppenwolf*. Aber das, was dahintersteckt, hats in sich. Weisst du, was ich entdeckt habe?»

«Leg los», heizte ihn Diala an.

«Eines der Bücher aus deiner Bibliothek, *Das Tao der Physik* von Fritjof Capra, hat mich darauf gebracht, dass das Glasperlenspiel auf einem fundamentalen Gesetz

basieren muss. Capras Fazit aus dem Vergleich der Ergebnisse zwischen wissenschaftlicher und mystischer Forschung ist praktisch die geklonte Beschreibung des Glasperlenspiels. – Moment ...!»

Fabian huschte davon. Er holte die beiden Bücher aus seinem Höhlenzimmer und schlug sie dort auf, wo gelbe Klebezettel steckten.

«Zuerst dies: *Es ist ein Sich-Annähern an den über allen Bildern und Vielheiten in sich einigen Geist.* Jetzt das: *Es ist ein Entdecken der Einheit aller Dinge und Vorgänge hinter den oberflächlichen Erscheinungen des Bewusstseins.* – Wer hat was geschrieben?»

Dialas Antwort kam prompt:

«Der erste Satz stammt von Hesse, der mit diesem Satz das Ziel des Glasperlenspiels zusammenfasst. Der zweite Satz ist von Capra; er bezieht sich auf die Wahrheitssuche der Mystiker und Wissenschaftler. – Richtig?»

«Exakt. Capra zeigt in seinem Buch, dass die moderne Physik im Grunde genommen zu denselben Erkenntnissen führt, wie sie Mystiker seit Jahrtausenden intuitiv erlangt haben, nämlich dass alle Vorgänge verschiedene Formen derselben Kraft sind. Und das Glasperlenspiel ist ein Instrument, mit welchem diese Wahrheit spielerisch entdeckt werden kann. Hesse gibt da ...», er blätterte im Buch umher, ohne die entsprechende Seite zu finden, «... irgendwo einen praktischen Ratschlag: Man solle auf alles achten, denn man könne alles deuten.»

Diala erhob sich und zündete für einmal mit Streichhölzern weitere Kerzen in Laternen an, die plötzlich über der Felsterrasse hingen, genauer gesagt, frei herumschwebten.

«Hesse war ein Glasperlenspieler, aber auch Capra ist einer», sprach sie. «Während der eine in seinem Innern entdeckt hat, dass nichts auf der Welt voneinander getrennt ist, hat der andere – Capra – die Quantenphysik zu Hilfe genommen. Die moderne Physik hat von einer ganz anderen Ecke aus gezeigt, dass es im subatomaren Bereich keine Einzelteilchen gibt, sondern nur gegenseitige Verbindungen, die ununterbrochen in Bewegung sind.»

«So etwas hat mir Hubert auch erzählt», unterbrach er die Fee. Diala nickte und fuhr fort:

«Heute wissen die Physiker – oder zumindest ein Teil von ihnen –, dass es in der Natur keine isolierten Dinge gibt, sondern ein dichtes Netz von gegenseitigen Beziehungen.

Das heisst konkret, dass du einem Diktator genauso nah bist wie dem Dalai-Lama; nichts trennt dich in Wirklichkeit von einem Massenmörder, aber auch nichts von einem Weisen.»

«Etwas krass diese Aussage», meinte Fabian.

«Mag sein», antwortete Diala, während sie auf und ab ging, «aber es ist nun mal so, wenn auch nicht offensichtlich. Hesse wusste aus seinen Studien, dass die Idee des Glasperlenspiels in vielen Kulturen mehr oder weniger umfassend unter verschiedenen Namen existiert. Hesse war stets ein Tänzer zwischen der materiellen und der feinstofflichen Welt. Weit voraus war er im Übrigen mit seiner Vision, dass es dem Menschen dereinst möglich sein könnte, selbst universell schöpferisch zu wirken.»

«Und was meinte er damit?»

«Sicher nicht Menschen und Tiere zu klonen, oder in Tieren Kulturen von menschlichen Organen anzulegen, um jederzeit Ersatzteile zur Verfügung zu haben. Nein, ich meine zum Beispiel, Gedanken derart zu formen und schwingen zu lassen, dass daraus ein hörbares Musikstück entsteht, oder die Ohren so zu sensibilisieren, dass sie Töne aus dem All vernehmen und Geschichten heraushören können.»

«Du glaubst wirklich, dass das möglich wäre?»

«Kein Konjunktiv, junger Mann, das ist möglich. Aber es ist besser, alles Denkbare zu Ende zu denken, als alles Machbare zu machen. Die besten Glasperlenspieler hätten auch Gelegenheit gehabt, Macht zu erwerben und zu missbrauchen, aber sie berücksichtigten die Konsequenzen solchen Tuns. Sie waren einsichtig.»

«Einsichtig ...?»

«Sie hatten eine übereinstimmende Sicht der Dinge gewonnen. Sie sahen, dass alles Leben zusammenhängt, dass Adam und Eva, Yin und Yang, Licht und Schatten, positiv und negativ, das Huhn und das Ei nicht trennbar sind und dass nicht ohne unabsehbare Folgen in natürliche Kreisläufe hineingepfuscht werden kann.»

Diala legte eine kurze Pause ein und fuhr dann fort:

«Wenn eine Maus das Universum betrachtet, dann verändert sie damit bereits das All.» Diese Erkenntnis des dynamischen Gleichgewichts allen Seins hat Einstein von seinen Reisen in die Welt der Physik heimgebracht. Ähnlich hat es der mystische Dichter Francis Thompson im neunzehnten Jahrhundert formuliert: «Keine Blume kannst du

berühren, ohne einen Stern zu stören), und Goethe hat gesagt, dass in der lebendigen Natur nichts geschieht, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen steht.»

Während sie dies sagte, wandelte sie, die Hände auf dem Rücken, wie eine Schulmeisterin auf und ab. Ihr monsterhaft missformter Schatten huschte über die Felswand; er bewies Fabian einmal mehr, dass sie keine holografische Projektion war. Ihm kam das Höhlengleichnis von Plato in den Sinn, in welchem der Meister seinem Schüler in einer Metapher darlegt, dass das Geheimnis des Lebens nicht – wie die in Höhlen lebenden Menschen glauben – in den Schatten liegt, die vom Feuer an die Wand geworfen werden, sondern im Licht der Sonne ausserhalb der Höhle.

Die Fee unterbrach ihn in seinen Gedanken:

«Wenn es also keine Trennung zwischen Menschen, Tieren und Mikroorganismen einerseits und den Planeten, ja dem Kosmos andererseits gibt, dann muss dir klar sein, welche Folgen negative Gedanken haben. Jeder noch so kleine Gedanke beeinflusst das Gleichgewicht der Welt als lebendes System, oder anders ausgedrückt, alle Gedanken dieser Welt kreisen um diesen Planeten und formen in letzter Konsequenz dessen Los wie etwa das Klima. Deshalb müsste nicht eigentliche Klimaforschung betrieben werden, sondern die Erforschung der Auswirkungen von Gedanken.»

«Und was hat dies damit zu tun, dass ich einem Mörder genauso nah sei wie einem Weisen?»

«Als Teil des Ganzen bist du auch Teil jedes Mörders und jedes Erleuchteten. Du kannst das Böse nicht von dir trennen, aber auch nicht das Heilige. Es ist alles in dir, in jedem Menschen.»

«Wenn ich dich richtig verstehe, geht es darum, dass ich einen Mörder oder einen Heiligen oder überhaupt jeden Menschen, ob er mir nun passt oder nicht, als eine Art Organ eines grösseren Wesens betrachten soll, in welchem auch ich ein Organ bin.»

«So kann man es auch sagen.»

«Mit andern Worten», fuhr Fabian weiter, «statt dass ich einen Mörder verurteile, weit weg von mir weise, am liebsten hingerichtet sähe, müsste ich ein Interesse daran haben, dass er, oder eben dieses kranke Organ, gesund wird, damit der ganze Organismus gesundet. Und da ich nicht mit jedem Mörder zusammensitzen kann oder will, so müsste ich dies wenigstens gedanklich versuchen, ja?»

Diala nickte und setzte sich wieder hin. In diesem Moment – zisch! – standen zwei bauchige Gläser mit langen Hälsen auf dem Tisch. Vor den ungläubigen Augen Fabians füllten sie sich mit einem roten Saft. Gleichzeitig formten sich aus dem Nichts die Harfenklänge Armandas, die plötzlich im Hintergrund sanft ihr Instrument streichelte, als ob sie für ein unsichtbares schlafendes Kind spielen würde.

«Lass uns auf deine Rückkehr und auf dein wiedergefundenes Vertrauen in dich und das Leben trinken», sagte die Fee feierlich und hob das Glas.

«Auf dass der heutige Abend nicht der letzte sein wird, den ich mit dir verbringen darf», ergänzte er ihren Trinkspruch. Dann hallte der Klang sich küssender Gläser in die Nacht und ins Tal hinab. Kujo sah kurz auf und rollte sich wieder ein.

Fabian liess sich in den gepolsterten Wurzelstuhl zurückfallen und betrachtete Diala. Immer wieder erstaunte ihn ihr wechselndes Aussehen. Einmal glich ihr Gesicht demjenigen eines Kindes, ein andermal dem eines alten Mannes; dann sah sie wie eine junge Frau aus, mit zarter, glatter Haut und im nächsten Moment zeigte ihr Gesicht die Züge einer steinalten Indianerin. Nur das Leuchten in ihren Augen veränderte sich nicht – höchstens die Farbe.

Er dachte, dass es vielleicht ganz interessant wäre, die Fee etwas unter Druck zu setzen, um zu sehen, wie sie darauf reagiere.

«Wir haben bisher die meiste Zeit über mich geredet», begann er. «Jetzt musst du mir eine Frage beantworten, die dich betrifft; hast du etwas dagegen?»

«Weshalb sollte ich?»

«Seid ihr Feen von der Wirklichkeit nicht längst überholt worden? In diesen Minuten, in denen wir hier sitzen und plaudern, werden irgendwo Frauen, Männer oder Kinder ermordet, gefoltert oder vergewaltigt, werden Tiere gequält, Minen hergestellt, springt ein depressiver Mensch von einer Brücke, werden Bomben geworfen. Verstehst du, was ich meine? Ich bin überglücklich, dass ich mit dir zusammen sein kann. Aber mein Glück bringt nur mir allein etwas Freude. Angesichts der brutalen Realität finde ich die Situation hier oben in deiner Kristallhöhle irgendwie ... künstlich. Du und dein Luchs, das Fernrohr, die Bücher. Ist dies nicht alles nur erträumte Scheinwelt, Flucht?»

Fabian sah die Fee prüfend an.

«Erinnerst du dich noch, was auf dem Zettel stand, den dir der alte Mann im Anti-

quariat zurückgelassen hat?», antwortete sie.

Fabian überlegte kurz und sagte:

«Dass sich jeder zwar der Nächste sei und doch kaum etwas über sich selbst wisse?»

«Genau. Der Mann hatte zwei Weltkriege miterlebt, Wirtschaftskrisen, Arbeitslosigkeit und eine Tragödie innerhalb seiner Familie. Er war einer von denen, die die Schuld für die Missstände in ihrem Leben immer den andern zuschieben. Erst nach sehr viel Leid erkannte er, dass das Aussen auch mit der Innenwelt verbunden ist und dass das Geheimnis des Lebens im eigenen Innern zu finden ist. Du tust hier exakt das, was der Mann erst zu tun begann, als er fast am Ende seines Lebensweges angelangt war: Du lernst dich in deiner ganzen Tiefe kennen. Du verstehst, weshalb du in gewissen Situationen so oder so reagierst und weshalb du dich in unerwünschte Dinge verstrickst; du durchschaust, weshalb du von Ängsten geplagt wirst, erfährst, wie du dich von ihnen lösen kannst und wie du lernst, mit inneren und äusseren Konflikten konstruktiv umzugehen. Was wir hier oben tun, lieber Fabian, ist nicht Flucht, sondern Heilung. Klar, du kannst ins Tal zurückkehren und vergessen, was du hier erfahren hast. Wenn du aber deine neuen Erkenntnisse in den Alltag integrierst, profitierst nicht nur du, sondern alle, die mit dir zu tun haben. Und damit kann sich schon eine kleine Welt verändern.»

«Du bist eine Träumerin, Diala, eine Idealistin der Liebe», forderte er die Fee weiter heraus. «Wenn alle Feen so denken wie du, ist mir klar, weshalb ihr so rar seid. Die Wirklichkeit zerquetscht euch. Ihr habt gar keine Chance, euch zu vermehren und auszubreiten, denn für die Fantasie bleibt auf dem Kampfplatz Welt kein Raum. Ihr glaubt an eine Veränderung, die niemals eintreten wird.»

«Die Wirklichkeit erdrückt nicht uns, sondern die Menschen», entgegnete die Fee emotionslos. «Sie sind es, die uns nicht zulassen, uns nicht sehen wollen. Wir sind immer da, aber wir erhalten nur selten genügend Energie, um uns bemerkbar zu machen. Was die Veränderungen betrifft, täuschst du dich. Alles ist in ewiger Bewegung. Ihr bewegt euch mit oder werdet einfach mitgerissen.»

«Dass alles fliesst, mag ja sein», räumte Fabian ein, «aber ich glaube nicht so recht daran, dass wir Menschen uns mitbewegen. Wir sind zu faul, zu träge, um uns zu verändern. Ich gebe zwar zu», fügte er ironisch bei, «dass in den vergangenen Jahren ein gewisser

Fortschritt erkennbar ist. Stank es früher in den Autos nach Zigaretten, ist heute die Innenluft der Autos sauberer als die Aussenluft.»

Diala liess sich nicht aus der Ruhe bringen.

«Wenn du in kleinen Zeitabständen denkst, dann hast du recht, dann sind Veränderungen nicht registrierbar. Aber auch ein un rundes Rad dreht sich. Auf weite Sicht gesehen bleibt kein Stein auf dem andern. Kürzlich begleitete ich einen jungen Mann, der fest davon überzeugt war, dass nur ein grosser Krieg wieder lebenswerte Grundlagen und eine einiger massen gerechte Ausgangslage für die meisten Menschen auf diesem Planeten schaffen kann. Er glaubte nicht mehr daran, dass die menschliche Kreativität fähig ist, aus all den selbst gestrickten zerstörerischen Sachzwängen herauszukommen. Diesen Pessimisten liess ich, per Zufall», betonte sie lächelnd, «mit einem andern Mann zusammentreffen, der seinen Beruf als Lehrer nicht ausüben könnte, wenn er nicht fest daran glauben würde, dass sich die hellen, freundlichen Kräfte schliesslich durchsetzen werden. Welchen der beiden würdest du unterstützen?»

Diala blickte Fabian auffordernd an und fuhr fort, ohne auf eine Antwort zu warten:

«Der Weg zu besserer Lebensqualität und einem gesunden Planeten führt nicht über die Technik, sondern erst mal über den Kopf. Ohne Träume und Visionen, ohne Innenschau und Selbsterkenntnis gibt es keine Motivation für einen echten Fortschritt. Diese Welt ist, spirituell gesehen, ausgetrocknet, und viele Menschen verzweifeln daran. Deshalb genügt es nicht, nur zu donnern, man muss es auch regnen lassen. Das braucht viel Kraft, vor allem zur Überwindung der eigenen Trägheit. Als du hierher kamst, hattest du nicht einmal mehr die Kraft, deine Gedanken zu ordnen. Wie kannst du jetzt, wo du wieder nahezu klar denken kannst, von Scheinwelt und Flucht sprechen?»

«Hmm ...»

Fabian war nachdenklich geworden. Sie hatte recht: Er war wie ein geschlagener Hund in den Bergen herumgestreut, bis er ihr begegnet war. Von da an hatte er sich wieder aufgerichtet und im zaghaft vorgehaltenen Spiegel, dem er den Namen «Diala» gegeben hatte, schrittweise wiedererkannt, wer er war und was das Leben von ihm wollte. Ja, sie hatte recht: Wer will, dass sich etwas bewegt, muss Barrikaden wegräumen, Gräben zuschütten, Wege bauen und vor allem ein neues Denken entwickeln. Aber, dass

Gedanken gleich für Klimakatastrophen verantwortlich sein sollten, ging ihm zu weit. Wie können Dinge, die im Kopf herumschwirren, das Wetter beeinflussen ...?

In diesem Moment packte Diala seine Hand und sagte:

«Komm, ich will dir etwas zeigen!»

Noch ehe er ein Wort sagen konnte, waren er und seine Begleiterin von einem dichten Nebel umgeben, der nach Vanille roch. Fabian wurde schwindlig. Aus der Ferne vernahm er die ihm lieb gewordenen Klänge von Armandas Harfe. Plötzlich verzog sich der köstlich duftende Nebel. Zunächst kamen Fabians graue Wanderschuhe hervor, die in feinem, weichem Sand steckten. Dann, als sich der Schleier weiter hob, nahm er eine nackte, öde Landschaft wahr, die sich immer weiter ausdehnte. Fabian spürte Dialas Hand in der seinen, die er nun fester drückte, als er zusehends gewahr wurde, wo er sich befand. Als sich der Nebel vollständig verflüchtigt hatte, sah er – wow! – seine Vermutung bestätigt und erschrak so sehr darüber, dass es ihm den Atem nahm: Über dem Horizont hing auf pechschwarzem Grund wie eine Christbaumkugel, blau mit weissen Daunenfedern geschmückt: die Erde!

«Ist sie nicht wundervoll?», hörte er Diala flüstern. Fabian brachte kein Wort über die Lippen; er war überwältigt, und sein Herz schlug heftig. Nie hatte er etwas Schöneres gesehen, nie hatte er eine solche Leichtigkeit empfunden. Es war nicht nur der unglaubliche Anblick, es war auch die ungewohnte absolute Ruhe, der mangelnde Druck auf seinen Körper, ja der fehlende noch so winzige Windhauch auf die feinen Härchen im Nacken und auf den Armen. Da stand er oder ein Abbild seines Körpers in halb langen Jeans, T-Shirt und Wanderschuhen auf dem Mond, an der Hand gehalten von einer Fee!

Er hatte die Erde schon oft auf Fotos aus dem Blickwinkel des Alls gesehen, aber nun war er online, mit Fleisch und Blut auf dem Mond! Ein prickelndes Gefühl breitete sich in ihm aus, als ob der rote Saft in seinen Adern reines Glück wäre. Ich bin Alex im Wunderland, dachte er und lächelte.

«Sieh diese Perle an», hörte er Dialas sanfte Stimme in seinem Kopf, und nach einer Weile: «Und nun fliegen wir etwas aus. – Was siehst du jetzt?»

Es vergingen ein paar Sekunden, bis Fabians Gedankenbrei Formen annahm:

«Ich sehe die Erde einsam im Raum hängen ... sie wird kleiner ... sie bewegt sich weg

von mir ... oder ... nein, ich bewege mich ... ich fliege vom Mond weg, hinaus ins All ... was für ein Gefühl ...! – Oh! Da ist noch eine andere Kugel ... das muss auch ein Planet sein ... der Mars? Es geht immer schneller ... jetzt rase ich an einer Riesenkugel vorbei ... Jupiter! ... Ich gleite immer schneller dahin, aber ich spüre keinen Wind, keinen Luftwiderstand, nichts ... ich fliege mit unglaublicher Geschwindigkeit durch den Kosmos ... mir ist richtig duselig ... Unglaublich! ... Das ganze Sonnensystem liegt vor mir, die Erde ist weit weg ... – Jetzt scheine ich stillzustehen ... Was ist das ...? Die Planeten und die Monde fangen an zu leuchten ...! Es bilden sich glühende Fäden zwischen den einzelnen Gestirnen ... Sieht aus wie ein riesiges Gewebe, wie eine Art Flechtwerk mit kleinen und grossen Knoten ... Jetzt sehe ich Punkte, die sich zwischen den Schnittstellen hin- und herbewegen ... als ob das Ganze ein Netz von Computern wäre, die sich gegenseitig elektrische Impulse zusenden würden ... Es gibt keine toten Punkte, alles lebt und bewegt sich wie in einem Ameisenhaufen. Ist unser Planetensystem ein Geflecht von gegenseitigen Beziehungen, dessen Hirn die Sonne ist ...? Findet da ein beständiger Datentransfer statt ...?

Es war still im All.

«Keine Blume kannst du berühren, ohne einen Stern zu stören», hörte Fabian die Fee sagen.

«Willst du damit sagen, was auf der Erde geschieht, beeinflusst ...?»

Fabian schreckte auf. Die Sonne hauchte ihren warmen Atem durch das Fenster. Es ging bereits gegen Mittag. Ihm schwindelte. Er verliess das Bett, duschte und schlüpfte in die Kleider. Während der ganzen Zeit kreiste die Frage in seinem Kopf, ob er die Reise ins All nur geträumt hatte oder ob er wirklich dort gewesen war. Als er seine Schuhe anziehen wollte, entdeckte er, dass sie rundherum einen Kranz aus feinem Sand trugen ...

Der plötzliche Gedanke, dass die Stunde des Abschieds gekommen war, warf ihn in die Gegenwart zurück. Er eilte auf die Felsterrasse, wo Diala wie üblich schon am Tisch sass. Er war nicht sehr gesprächig, aber beim Frühstück fragte er Diala, ob er sie wiederssehen würde.

«Natürlich», antwortete die Fee fröhlich, während sie den schnurrenden Luchs streichelte, der neben ihr sass. Es sei möglich, solange sie auf dieser Ebene tätig sei. Er

könne sie jedoch erst wieder im Herbst treffen, aber nicht mehr in der Kristallhöhle, sondern in einem alten Haus zwischen Wäldern und grünen weichen Hügeln im Unterland, dort habe sie ihre Winterresidenz. Dann fertigte Diala eine Skizze an, wo er sie finden würde.

«Komm einfach, wenn du Lust hast, mich zu sehen», forderte sie ihn auf.

Fabian erhob sich, ging um den Tisch herum und umarmte die Fee.

«Vielleicht komme ich dich diesen Sommer besuchen», flüsterte sie.

«So lange warten?», fragte er enttäuscht.

«Lass dich überraschen.»

Diala lächelte, und Fabian schien es, als ob sich Kujos Mundwinkel leicht nach oben bewegt hätten.

Nach einem mehrstündigen Fussmarsch, bei dem kaum Worte fielen, erreichten sie die Bahnstation. Der Zug liess nicht lange auf sich warten. Bevor Fabian einstieg, sah ihm Diala tief in die Augen und meinte:

«Ich finde, deine geistigen Bizeps sind gut in Form. So kann man dich guten Gewissens wieder auf die Menschheit loslassen.»

Fabian versuchte zu lachen.

«Und noch etwas will ich dir sagen», flüsterte sie, «du darfst nicht einfach alles blind glauben, was ich sage. Du musst es überprüfen oder dann wenigstens mit deinen inneren Bildern abgleichen.»

Als sich der Zug in Bewegung setzte und er aus dem Wagenfenster blickte, war Diala verschwunden. Aber ein Falke – Pius² – flog parallel zum Zug, bis dieser in einen Tunnel einfuhr und sich Fabian im Fenster spiegelnd ungewollt anstarrte.

Als er in seiner Wohnung ankam, suchte er als Erstes nach seinem Tagebuch. Er fand es auf einem schiefen Stapel Bücher und Zeitschriften. Ohne lange zu überlegen, schrieb er die Worte:

*Das Land ist gefunden,
ist glücklich erschwommen.
Nun heilet ihr Wunden,*

die Zeit ist gekommen.

KLEINE ÜBERRASCHUNGEN

Die Begegnung mit Diala hatte Fabians inneres Gleichgewicht wieder hergestellt. Er war nicht mehr der aufgelöste Mensch, der von Ängsten und konfusen Gedanken gepeitscht in die Berge geflüchtet war. Sein Denken und seine Sprache waren klarer geworden. Und wenn ihn ein Problem plagte, das ihm unlösbar schien, dann zog er sich zurück und beamte sich geistig auf den Mond. Dort setzte er sich auf einen Kraterrand und blickte hinüber zur Erde, und dann löste sich das Problem in der Weite des Weltalls auf.

Depressionen und Panikanfälle kehrten nicht zurück. Diala hatte ihm die Ursachen von bestimmten Verhaltensweisen oder Symptomen klargelegt. Er erkannte die Zusammenhänge und brach dadurch die Macht seiner Ängste. Auch der Schmerz der Trennung von seiner Freundin hatte sich verflüchtigt. Lea nahm nur noch wenig Platz in Fabians Kopf ein. Sie blieben gute Freunde.

Dies alles bedeutete nicht, dass er von da an ein pausenlos glücklicher Mensch war, einer, der sich durch die Gegend lächelte. Allein bis er es schaffte, sich regelmässig hinzusetzen und abzuschalten – oder je nach Standpunkt einzuschalten –, vergingen Wochen. Zu diesem Zweck hatte er sich auf dem Dachboden einen Meditationsraum eingerichtet, eine winzige Ecke unter der Dachschräge, in die er nur kriechend hineingelangte. Zum Sitzen reichte es knapp. Der Raum hatte nichts gemein mit einem Ort der Verinnerlichung, wie man sich ihn etwa vorstellt: mit Räucherstäbchen, farbigen Kissen, Bildern von Heiligen an der Wand, mit einer Sitar in der Ecke und vielen Blumen. Fabians «Tempel» war eher eine Gerümpelkammer: In einer Holzkiste waren Teile eines alten Schlagzeugs eingelagert, daneben verstaubten Zelt und Schlafsack, mit welchen er und Lea vor Jahren herumgereist waren. In einer Käfigfalle wartete ein kleines Stück Käse darauf, die Maus zu erwischen, die sich in die Kissen hineingefressen hatte. Der von Dachschräge und Boden gebildete Winkel war ausgefüllt mit Büchern, die auf dem Regal in der Wohnstube keinen Platz mehr hatten.

Anfänglich war er nicht zufrieden mit diesem Meditationsraum. Nicht, weil es dort eng war und er jedes Mal beim Heraus kriechen den Kopf einziehen musste. Nein, was ihm

lästig fiel, war ein unsichtbares Etwas: Ausgerechnet an seinem Meditationsplatz frass sich im Dachbalken über seinem Kopf ein Holzwurm satt. Das «Schmatzen» des kleinen Miesmachers fand im Gebälk einen Resonanzkörper, der das Geräusch um ein Vielfaches verstärkte.

Mit einem solchen «Krach» in den Ohren war es nicht möglich, die Mitte zu finden, dachte Fabian zu Beginn seiner Sitzungen. Anstatt den Lehrer im Holzwurm zu erkennen, schlug er sich mit Mordgedanken herum; anstatt der Frage nachzugehen, wer er sei, überlegte er, wie er das Geziefer vernichten könnte. Er suchte den entsprechenden Balken nach winzigen Löchern ab, die auf einen Eingang zur Wohnung des Winzlings hinwiesen. Es hätte genügt, dort ein Gift hineinzuspritzen. Aber wie der Weg nach innen, so war auch der Weg zu einem Holzwurm gut getarnt. Und dann schien auch das Würmchen seine unsichtbaren Freunde zu haben. Immer wenn Fabian der Gedanke kam, den Störenfried zu vertilgen, meldete sich eine innere Stimme und sagte:

«Tz, tz, tz, und du nennst dich einen Morgenlandfahrer, einer, der sich wegen eines Käferchens vom Weg abbringen lässt.»

Das sass. Er änderte seine Sichtweise: Nicht das holzfressende Insekt war ihm im Weg, sondern – wieder einmal – sein Kopf. Mit diesem liess sich jedoch reden, und so störten ihn die kratzenden Geräusche bald einmal nicht mehr.

Auch die Migräneanfälle verschwanden mit vermindertem Kaffeekonsum fast vollständig. Fabian konnte es jedoch nicht ganz lassen, gelegentlich eine Tasse des schwarzen Suchtmittels zu trinken. Nicht nur des Geschmacks wegen, sondern weil ein Kaffee in ihm eine euphorische Stimmung erzeugen konnte. So brachte ihn ein Espresso oder zwei auf die Idee, seine Wohnung heller und bunter zu streichen. «Wie innen, so aussen ...», hatte Diala ja schliesslich gesagt.

Fabians Erwachen tat sich auch nachts kund. Seit seinem Aufenthalt in Dialas Kristallhöhle träumte er intensiver. Seine liebsten Nachtabenteuer waren dabei die Flugträume.

Jede Flugreise war anders. Nur die Art, wie er durch die Luft schoss, war stets dieselbe: Er benützte seine Arme als Flügel, indem er sie wie bei einem Jet schräg nach hinten hielt. Die Hände setzte er als Höhen- und Seitenrunder ein.

Als Traumpilot hatte er sein «Fluggerät» mittlerweile recht gut im Griff. Meist gelang es ihm, Geschwindigkeit und Flugbahn selbst zu bestimmen. Dann flog er über Hausdächer, Felder, Wälder und Seen, flog einem Schnellzug nach oder – diesen Traum vergass er nie – durch das offene Fenster eines in Flammen stehenden mehrstöckigen Hauses, um eine Puppe herauszuholen. Das Spielzeug gehörte einem Mädchen, das sich hatte retten können und auf dem Vorplatz des zusammenfallenden Hauses weinend nach oben starrte, dorthin, wo sein Zimmer war. Fabian landete wie Batman elegant vor dem Mädchen, dem die Tränen in Rinnsalen über die Wangen flossen. Er verbeugte sich vor dem Kind. «Da!», sagte er und hielt ihm die unversehrte Puppe hin. Das Mädchen nahm seine geliebte Stoffpuppe fest an sich. Als das gütige Wesen davonschwabte, blickte es ihm mit weit geöffneten Augen lange nach.

Auf diese Weise erlebte Fabian, wie es sein musste, als Engel zu wirken. Er hatte sich als Kind oft gewünscht, einmal als engelhaftes Geschöpf in Not geratenen Menschen beistehen zu dürfen. Die Flugträume erfüllten ihm diesen Wunsch.

In einem andern Traum demonstrierte er seine Flugkünste wie an einer Flugschau. Es ging ihm nicht darum, sich in Szene zu setzen, sondern um den Menschen zu zeigen, dass es gar keine stinkenden Autos, Motorräder und Flugzeuge braucht, um sich fortzubewegen. Dieser Traum war so stark, so echt, dass er nach dem Aufwachen noch lange das Gefühl hatte, er müsse bloss die Arme ausbreiten, dann könne er abheben und davonfliegen.

Überhaupt, was Fabian auf seinen Nachtflugreisen erlebte, erschien ihm nicht weniger real als die «normale» Welt. Diese war im Gegenteil viel ärmer an Möglichkeiten, und deren Farben leuchteten nur halb so kräftig wie diejenigen im Universum des Schlafs.

Woran mochte dies liegen, sinnierte Fabian? Daran, dass das Bewusstsein tagsüber zu sehr von materiellen Nebensächlichkeiten abgelenkt wird? Wie klar muss das Bewusstsein erst sein, wenn der Körper tot ist, wenn nichts Stoffliches mehr existiert, was den Geist trübt? Scheinbar Verstorbene sprechen etwa davon, dass sie während ihres Pseudotods mühelos umhergeschwebt waren. Waren sie dazu fähig, weil sie allen irdischen Ballast abgeworfen hatten? «Um zu schweben, muss sich der Mensch leicht machen», hatte ihm Diala einmal gesagt. Das meinte sie buchstäblich. Die Erde ziehe ihn an, weil er zu dicht, zu massig sei und zu viel besitze, deshalb habe er Mühe, sich zu

bewegen. Er trage zu viele und zu schwere Sachen mit sich herum: Sorgen um das Morgen, wehmütige Gedanken an das Gestern. Je mehr er sich bewusst davon löse, je mehr er das Wesentliche, nämlich die Essenz des Lebens erkenne und im Jetzt lebe, desto leichter werde er.

Die Fee hatte ihm geraten, die für ihn wichtigen Träume aufzuschreiben und zu analysieren. Er solle Notizpapier und Schreibzeug neben das Bett legen und am Morgen nach dem Aufwachen, wenn der Traum noch wohligh warm sei, diesen gleich aufschreiben. Fabian hatte nach seiner Rückkehr bereits in der ersten Nacht damit begonnen. Mit der Zeit erkannte er, dass er umso nachhaltiger träumte, je mehr er sich mit den Träumen beschäftigte und dass ihm das Interpretieren der verschlüsselten Botschaften immer leichter fiel.

Fabian träumte oft von Diala, nachts, aber auch tagsüber während seiner Arbeit auf dem Schiff. An einem spätsommerlichen Werktag dachte er jedoch überhaupt nicht an sie.

Das Wetter war launisch. Am Morgen konnte niemand voraussagen, auf welche Seite es kippen würde. Aus diesem Grund hatte der Raddampfer, der weiss und geschmeidig über den See glitt, nicht viele Passagiere an Bord. Fabian stieg vom Hauptdeck die Leiter hinauf auf die Brücke, von wo sich jeweils eine herrliche Rundschau auf Schiff, See und Berge.

Auf der Brücke angekommen, hörte er Kapitän Kuster herzlich lachen. Sein Chef hatte Besuch, was nicht aussergewöhnlich war, denn der dienstälteste Kapitän war sehr beliebt, vor allem bei den Damen. Diese Magnetwirkung war einerseits seinem Äussern zuzuschreiben: braun gebranntes Gesicht, stahlblaue Augen, grau melierte Haare und ein ebensolcher Bart, kurz ein Bild von einem Seebär. Andererseits war er intelligent, ehrlich und fair gegenüber seinen Kollegen. Ausserdem wusste er immer etwas zu erzählen, und dies machte er mit viel Charme und Witz. Die Leute hörten ihm gerne zu. Unser George Clooney hat wohl wieder Zuhörer gefunden, dachte Fabian nichts ahnend. Als er die Tür zum Steuerhaus öffnete, traute er seinen Augen nicht: Wer plauderte und kicherte frisch-fröhlich mit seinem Chef ...?

Diala!

Ein Wiedersehen mit ihr hatte er sich anders vorgestellt. Er war sich ziemlich sicher

gewesen, dass sie ihn auf dem Schiff besuchen würde. Aber nicht auf diese Weise. Er dachte eher daran, dass sie an einer Anlegestelle auf ihn warten und ihm zuwinken würde und dass sie, wie alle andern Passagiere, über den Steg an Bord käme. Aber Diala war kein gewöhnlicher Passagier. Das sollte auch der weitere Verlauf der Schiffsreise zeigen.

Kapitän Kuster stellte ihm die junge Frau in Jeans-Shorts und viel zu weitem T-Shirt als Touristin vor, die sich sehr für das Schiff interessiere und besser Bescheid wisse als sein schiffsfanatischer Enkel.

«Du kommst übrigens gerade recht», meinte der Kapitän, «übernimm bitte das Ruder, damit ich unserem Gast den Maschinenraum zeigen kann.»

Fabian spielte den Ahnungslosen und fragte die Frau, von wo sie käme, es sei ihm, er habe sie schon einmal gesehen. Diala machte mit. Mit Pokermiene antwortete sie, dass dies durchaus möglich sei, sie habe schon manchem Mann unter die Arme gegriffen ... Die beiden Uniformierten blickten einander verdutzt an. Ein strenges «Nun ...» kam aus dem Mund des Kapitäns, der wieder das Kommando über die Situation gewinnen wollte, «... dann steigen wir mal in den Maschinenraum hinab.» Und wieder in galantem Ton: «Darf ich bitten?» Er öffnete seiner Besucherin die Tür.

Während die beiden die steile Aussenleiter benützten, um vom Brückennock auf das Hauptdeck zu gelangen, setzte sich Fabian grinsend auf den Barhocker am Steuerstand. Er wirbelte das Steuerrad je eine Umdrehung auf beide Seiten, damit der Dampfer wusste, dass ihn Fabian fest im Griff hatte. Fabian liess einen Jauchzer durch das Ruderhaus hallen. Die Passagiere auf dem vorderen Oberdeck blickten verwundert hinauf. Sie konnten den Steuermann jedoch nicht sehen, der hinter dem Ruder sass und vor sich hin pfiff. Er strahlte vor Freude über das Wiedersehen mit ihr. Für ihn war es, als ob nach Langem seine Geliebte heimgekehrt wäre.

Auch wenn er sie nicht mehr so sehr vermisste, fehlten ihm die gemeinsamen Ausflüge, die prickelnden Gespräche, die Nächte hinter dem Fernrohr auf der Felsterrasse, die Massagen und der erholsame Schlaf im Wurzelbett. Er war ihr von Herzen dankbar, dass sie ihn aus dem Treibsand der Depression gezogen hatte. Bevor ihn Diala unter ihre Fittiche genommen hatte, war er dauernd auf Menschen gestossen, die ihre Probleme in dunklen schweren Wolken an einer Schnur hinter sich herzogen. Seit den

Erlebnissen rund um die Kristallhöhle war er wie verwandelt, und damit änderte sich auch das Muster seiner Begegnungen. Er zog wieder positiv denkende Leute an. Und kreuzte jemand seinen Weg, der die Welt bald untergehen sah, dann zogen beide einen Gewinn aus dem Zusammentreffen, denn Fabian vermochte wieder Energie zu spenden, ohne dabei in den Sog dunkler Kräfte zu geraten. Es bestätigte sich, was ihm die Fee gesagt hatte: «Begegnung ist mehr als das banale Zusammentreffen von Sardinen in einer Büchse.» Es sei eher ein Aneinanderreihen von Zahlen zu einem rätselhaften Code, dessen Bedeutung alle Beteiligten mit der Zeit erkennen würden, wenn sie sich dafür öffneten.

Der Himmel und Fabians Laune waren wolkenlos. So ruhig und friedlich war es nicht immer im Steuerhaus des gut sechzig Meter langen Dampfers. Einmal, an einem schwülen Sommertag, brach unerwartet rasch ein Gewitter über die Region herein. Der See, der sich am Morgen noch in den Farben der angrenzenden Frühlingswälder gezeigt hatte, wurde im Handumdrehen bedrohlich dunkel. Die spiegelglatte Wasseroberfläche verwandelte sich in ein aufgepeitschtes Schaumbad, als sich der Westwind mit voller Wucht zwischen den Bergschenkeln hindurchzwängte. In das Dunkelgrau der Wolken, die sich über den See wälzten, mischten sich schwefelfarbene Töne. «Sieht nach Hagel aus», sagte der Kapitän zu Fabian, der soeben aus den Räumen zurückgekehrt war, die unter Deck lagen. Er hatte sämtliche Bullaugen geschlossen, damit kein Wasser ins Schiffsinne eindringen konnte. Es war schon vorgekommen, dass Seewasser während eines Sturms mit aller Kraft durch die Bullaugen der Kombüse schoss und den bereitgestellten Salat und die Nachspeisen vom Tisch fegte.

Es sah nicht nur nach Hagel aus, es war Hagel, der mit einem Schlag wie Kieselsteine auf die Decks prasselte und die Glasabdeckung über dem Maschinenraum sowie die Frontfenster des Ruderhauses durchschlug. Kapitän Kuster und Fabian hielten die Arme vor das Gesicht, um sich vor den eisigen Salven aus dem Himmel zu schützen. Auf dem unteren Deck erhob sich das Geschrei der Passagiere, die sich vor den umherfliegenden Glasscherben in Sicherheit bringen wollten. Die Kommandos, die der Kapitän in das Sprachrohr schrie, gingen im Maschinenraum unter dem Gepolter der Hagelsteine und der kreischenden Menschen verloren. Unter solchen Umständen war es nicht möglich, sicher anzulegen. Deshalb steuerte Kuster das Schiff vom Ufer weg.

Die Sache ging glimpflich aus: Passagiere und Mannschaft bekamen nur kleinere Verletzungen ab, vor allem Schnittwunden. Allerdings musste die ganze Nacht durchgearbeitet werden, um neue Scheiben einzusetzen und die Decks und den Maschinenraum von den Glassplittern zu säubern.

Während Fabian sich an diesen Sturm erinnerte, bemerkte er, dass die durch die Maschine hervorgerufene Vibration der Steuerhausscheiben – ein ununterbrochenes Scheppern – nachliess. Kein Zweifel: Der Rhythmus der auf die Wasseroberfläche klatschenden Antriebsschaufeln verlangsamte sich. Die Ruderkraft liess nach. Fabian ging ans Sprachrohr und liess im Maschinenraum die Bereitschaftsklingel ertönen. «Irgendwelche Probleme?», rief er hinunter, dann hielt er ein Ohr an das Ende der Messingröhre, um zu hören, was da unten vor sich ging. Es war seines Wissens noch nie vorgekommen, dass die Maschine mitten im See ausgefallen war, obwohl sie noch aus dem Jahr 1913 stammte. Es wäre zwar möglich gewesen, dass ein Bolzen wegen Altersschwäche gebrochen oder eine durchgerostete Dampfleitung leck geworden wäre. Aber Fabian spürte, dass da etwas anderes vor sich ging.

Inzwischen standen die Antriebsräder still. Das Dampfschiff blieb fauchend stehen, während das sauerstoffreiche Wasser um das Schiff herum weiss schäumte. Glücklicherweise lag das Ufer nicht zu nah, denn ein steuerloses Schiff war dem Wind ohnmächtig ausgeliefert. Einzelne Passagiere lehnten über die Reling und beobachteten, ob um das Schiff herum etwas Ungewöhnliches passierte. Viele spähten zum Steuerhaus hinauf, wollten sehen, wie sich der Mann hinter dem Ruder verhielt. «Keine Ahnung, was da los ist», schrie der Maschinist am Fahrstand aufgeregt in das Messingrohr. «Es ist verrückt! Die Maschine steht still, obwohl ich auf normale Fahrt eingestellt habe! Der Käpten ist auch da, er kann es bestätigen.»

Im selben Moment sah Fabian, dass sich die Kompassrose wild drehte. Noch bevor er weiter darüber nachdenken konnte, spürte er, wie der Schiffskörper erzitterte. Die Kolben nahmen ihre Arbeit wieder auf, der Kompass beruhigte sich und die Fensterscheiben verfielen wieder in ihr monotones Scheppern. Der Salondampfer machte rasch Fahrt, und die Passagiere lehnten sich in ihren Stühlen erleichtert zurück. «Alles in Ordnung?», rief Fabian ins Sprachrohr.

Aus dem Übermittlungsrohr kamen nur Antriebsgeräusche und ein unverständliches

Geschrei zwischen dem Maschinisten und dem Heizer. Fabian klingelte. Es verging fast eine Minute, bis einer aus der Röhre brüllte:

«Ja, alles in Ordnung, aber ich habe keine Ahnung, was da los war!»

«Ist der Käpten mit einer Frau bei euch unten?»

«Sie steigen gerade hoch.»

Fabian hatte einen Verdacht.

Kurz vor der nächsten Anlegestelle kam der Kapitän auf die Brücke.

«Eine unglaublich faszinierende Frau», schwärmte er. «Sie brachte sogar die Dampfmaschine aus der Fassung.»

«Ich habs bemerkt», sagte Fabian. «Unser Maschinist wird ins Schwitzen gekommen sein.»

«Getobt hat er, du kennst ihn ja. Aber ehrlich gesagt, der Zwischenfall hat ihm ganz gut getan. Seine dummen Sprüche gegenüber der jungen Frau gingen mir auf die Nerven. Ob es sie gestört hat, weiss ich nicht; sie blieb ruhig und höflich. Aber für meine Begriffe ist er zu weit gegangen. Ich habe ihm übrigens den Auftrag gegeben, noch heute Abend nach dem Fehler zu suchen. Das wird ihn vielleicht etwas zur Vernunft bringen.»

«Was ist denn eigentlich genau passiert?», wollte Fabian wissen.

«So etwas habe ich in meiner vierzigjährigen Schiffskarriere noch nie erlebt», schilderte der Kapitän unbewegt. «Ohne einen ersichtlichen Grund gab die Dampfmaschine plötzlich ihren Geist auf. Sämtliche Manometerzeiger standen für einige Augenblicke auf null, einfach auf null, das ist absolut unmöglich, aber ich habe es selbst gesehen.»

Das Schiff war nur noch einige Hundert Meter von der Landungsstelle entfernt. Kuster übernahm das Ruder. Er läutete im Maschinenraum, wartete auf die Bestätigung und rief «Langsam!» ins Sprachrohr. Bevor er das Ruderhaus verliess, um von der Brücke aus das Landemanöver zu führen, fügte er noch bei:

«Mich können solche Dinge übrigens nicht erschüttern. Seit mich mein Bruder kurz nach seinem Tod mit einer Zigarette im Mund besucht hat, bin ich offener für Dinge, die sich nicht erklären lassen.»

Fabian beschloss, «seine Freundin» zum Abendessen einzuladen und sie über das Intermezzo im Maschinenraum auszufragen. Er suchte sie auf dem ganzen Schiff, aber er

fand sich nicht. Ausgestiegen konnte sie nicht sein, er hätte sie sehen müssen. Vielleicht hatte sie sich in eine andere Person verwandelt oder in eine der Möwen, die das Schiff umkreisten. So war das eben mit ihr: Sie war nicht fassbar.

Fabian war anfangs etwas über den Besuch enttäuscht. Eigentlich hätte er gerne unter vier Augen mit ihr gesprochen. Dann aber dachte er, dass sie ihn kaum auf diese Weise verlassen würde und vielleicht bei ihm zu Hause auf ihn wartete.

Es lief ganz anders ab.

Als das Schiff in den nächsten Hafen einlief, stand Fabian im Bug bereit, das Drahtseil zu werfen. An Land wartete ein älterer Mann, der jeweils das hinübergeworfene Seil vom Boden aufhob und über den Poller legte, um das Schiff festzumachen. Fabian warf das Seil aus einer Distanz von vielleicht zwölf Metern. Wie immer zielte er auf eine Stelle etwa einen Meter neben dem Mann, doch das Drahtseil flog wie mit dem Lineal vorgezeichnet genau auf den älteren Herrn mit schwarzer Hornbrille zu. Als dieser begriff, dass er nicht mehr ausweichen konnte und ihn das Seil treffen würde, riss er im letzten Augenblick seine Arme empor und hielt sie schützend vor den Kopf. Dann geschah das Unglaubliche: Die enge Schlaufe des schweren Drahtseils stülpte sich wie von Geisterhand geführt über den Kopf des wie versteinert dastehenden Mannes, rutschte seinen Körper hinunter und blieb an der Hüfte hängen. Er brauchte bloss die Schlaufe etwas zu vergrössern und «auszusteigen». Die Brille hatte den Fehlwurf unbeschädigt überstanden. Der Mann lachte über das ganze Gesicht und mit ihm die Menschen auf dem Schiff und auf dem Hafendamm. Die Leute klatschten und riefen «Bravo!». Einige darunter – etwa die amerikanischen Touristen – hatten das Ganze wohl als gute Show gewertet. Der einzig wirklich Verblüffte starrte fassungslos unter seiner Seemannsmütze hervor. Hinter ihm hörte er eine weibliche Stimme, die ihm sehr vertraut war:

«Du bist mir nicht böse, oder ...?»

Fabian drehte sich um:

«Solange dir solche Einfälle nicht ausser Kontrolle geraten», sagte er etwas blass im Gesicht. «Aber als Trost für diesen Schreck wäre es eigentlich angemessen, wenn du mich heute Abend zum Essen einladen würdest.»

«Wolltest du nicht mich einladen», fragte Diala mit Unschuldsmiene.

«Ist ja egal», antwortete er, «gehen wir einfach zusammen essen, aber richtig essen, nicht dasitzen und zuschauen. Um halb acht im *Chez Louis*? Das ist ein romantisches französisches Restaurant am Ufer des Sees im Westen der Stadt.»

«Ich werde dort sein», antwortete Diala, während sie der Reling entlang auf das Mittelschiff zuging und gerade noch aussteigen konnte, ehe der Steg eingezogen wurde. Als sich das Schiff heckwärts aus dem Hafen schaufelte, stand der Mann, der vom verirrtten Drahtseil keinen einzigen Kratzer davongetragen hatte, auf dem Quai und lachte noch immer. Neben ihm stand Diala. Beide winkten Fabian zu, und hundert andere Hände auf dem Schiff winkten zurück.

Für diesen besonderen Abend hatte sich Fabian herausgeputzt. Aber auch Diala gab ihr Bestes. Sie erschien so, wie man Feen aus gängigen Märchenbüchern kennt: in einem weissen wallenden Kleid, ein Blumenkränzchen im Haar tragend und mit einer Ausstrahlung, die alles um sie herum eine Spur aufhellte. Selbst die hilflosen Fische im Aquarium, die früher oder später auf einem Teller stranden würden, blickten ihr blubbernd nach und vergassen für eine Weile ihr erbärmliches Dasein.

Der Kellner wies die beiden an einen Tisch, der in einer schwach beleuchteten Wandnische stand. Dort konnten sie ungestört reden. Fabian bestellte eine Gemüsepizza, einen gemischten Salat und einen leichten Wein. Diala verlangte das Gleiche. Sie wollte keine Spielverderberin sein.

«Du hast mich ja schön reingelegt mit den Fotos», begann Fabian. «Auf sämtlichen Bildern, die ich von dir gemacht habe, sind nur Blumen, Bäume oder Felsen. Nichts gegen Blumen, aber ich wollte ein Bild von dir!»

«Ich hatte dich gewarnt; Feen zu fotografieren, ist nicht so einfach.»

«Du hast mir nur gesagt, dass du nicht fotogen seist.»

«Stimmt doch. Deine Kamera hat mich ignoriert.»

Diala lächelte honigsüß.

«Du bist die schlitzohrigste Fee, die mir je begegnet ist.»

«Wie waren denn die andern?»

Beide lachten.

Ein Kellner brachte den Salat, ein anderer schenkte Wein ein. Fabian kostete den

Tropfen und nickte zufrieden.

«Gleich zwei Kellner», sagte er leise, als sich die beiden lächelnd entfernten, «das ist mir hier noch nie passiert.»

Diala zuckte mit den Schultern.

«Wenn wir schon von deinen Streichen sprechen, was hast du eigentlich heute mit unserem Dampfschiff angestellt?»

«Oh, ich habe nur etwas Dampf abgelassen.»

«Hat dich unser Maschinist geärgert?»

«Nun, er hat mit seinen Kräften aufgetrumpft und ich mit meinen.»

«Der hat doch keine Ahnung, dass du den Zwischenfall ...» – er suchte nach einem passenden Wort – «... inszeniert hast.»

«Das spielt keine Rolle. Es ging darum, seinen übersteigerten Geltungsdrang etwas zu bremsen. Die aufmüpfige Dampfmaschine hat das leicht geschafft.»

«Gar nicht schlecht, deine Lehrmethode. Du wärst sicher eine gute Mutter.»

Fabian blickte Diala mit hochgezogenen Brauen an und hob das Weinglas. Sie stiessen an.

«Machst du dir irgendwelche Hoffnungen?», fragte sie.

«Nein, aber ein wenig verliebt bin ich noch immer.»

«Was ist denn so anziehend an mir?»

«Alles! Deine Art, dein Wesen, wie du lachst. Du bist einfach ...»

Er nahm einen Schluck und blickte ihr in die smaragdgrünen Augen.

Diala schmunzelte.

«Hast du vergessen, dass ich ein Teil von dir bin?», fragte sie. «Du hast dich nicht in mich verliebt, sondern in die Aspekte an mir, die du an dir entwickeln möchtest. Du wärst gerne so, wie du mich siehst. Ich bin deine Kreation, deine Gestalt gewordene Sehnsucht.»

«Kann sein, aber vielleicht habe ich mir in den vergangenen Wochen eingeredet, dass du nicht eine Fee bist, sondern eine Frau mit aussergewöhnlichen Fähigkeiten.»

«Das bin ich natürlich auch», scherzte Diala, «aber keine zum Zusammenleben. Ich komme und gehe, und eines Tages verschwinde ich ganz aus deinem Sichtfeld.»

«Auch das habe ich inzwischen begriffen. Aber du weisst, dass ich mit dem Abschied-

nehmen, mit dem Loslassen noch etwas Mühe habe.»

Fabian machte eine kleine Pause, als ob er vor der Frage zurückschrecken würde, die er stellen wollte.

«Möchtest du nicht mal ein richtiger Mensch sein?»

Diala schüttelte den Kopf.

«Das wäre nicht das richtige Vehikel, um das zu tun, was ich mir vorgenommen habe», sagte sie. «Ausserdem habe ich das Menschsein zur Genüge kennengelernt. Um offen zu sein, ich bin froh, habe ich es hinter mir.»

«Das klingt nicht sehr begeistert.»

«Versteh mich nicht falsch, ich werte das menschliche Leben nicht ab. Ohne dessen Erfahrung könnte ich heute nicht auf meiner Ebene existieren. Aber du musst sehen, dass ich in der gegenwärtigen Form viel beweglicher bin, geistig und körperlich. Als Mensch haben mich Hormone beherrscht, heute führe ich die Zügel.»

Inzwischen lagen zwei würzig duftende Pizzas vor ihnen. Die Herren Kellner wünschten guten Appetit.

«Hast du gesehen, wie dich die beiden angestarrt haben?»

«Och, die sind es nur nicht daran gewohnt, dass da jemand Blumen in den Haaren trägt. In den Sechzigern und Siebzigern des letzten Jahrhunderts wäre das kaum aufgefallen. Damals wirkte ich in Kalifornien. Kein Mensch hat sich nach mir umgedreht. Es war eine wunderschöne Zeit auf dieser Ebene.»

«Mit den Hippies?», fragte Fabian.

«Ja.»

Dialas Blick verriet, dass sie geistig gerade fremd ging.

«Hallo Blumenkind, die Pizzas ...!», holte Fabian die schönste aller Feen aus ihren Träumen. «Lassen wir sie nicht kalt werden.»

Kaum mit Essen angefangen, vernahm Fabian plötzlich Klänge, die ihn an etwas erinnerten. Er sah sich um. «Sieh mal da», sagte er leise. Auf der Veranda sass Armanda und spielte ihre zauberhafte Musik, die ihren Weg durch die offene Glastür in das Restaurant fand. Die Menschen im Lokal schienen die Klänge auch wahrzunehmen, denn es wurde auf einmal weniger geplaudert. Sie konnten aber die Spielerin nicht sehen und dachten, die Musik käme aus versteckten Lautsprechern.

«Wie machst du das bloss?», fragte er nach einer Weile.

«Wie mache ich was?»

«Na diese Erscheinungen, diese Bilder, diese verrückten – ich weiss nicht – holografischen Streiche, wie damals, als du mich auf einem Schiff fast ersäuft hast oder als du mich durch das Sonnensystem geschickt hast.»

«Wenn du damit auf Armanda anspielst, damit habe ich nichts zu tun. Und die andern Sachen – keine Ahnung, wie das funktioniert, es geschieht einfach, wenn ich es mir vorstelle. Allerdings klappt es hier auf dieser grobstofflichen Ebene nicht immer fehlerfrei. Jetzt kann ich es dir ja sagen: Der Sturm, den du auf dem Segelschiff erlebt hast, war viel stärker, als ich das eigentlich wollte ...»

Fabian vergass weiterzukauen.

«Dort, wo ich zur Fee herangereift bin, im Land der Feen – frag mich nicht, wo das ist – war es viel einfacher. Alles, was wir uns vorstellten, wurde hundertprozentig real, auch die Farben, die ich hier nie so hinkriege, wie ich sie gerne hätte. Jede Fee hatte ihr Heim nach ihren Ideen und Wünschen eingerichtet. Wir hatten die Qual der Wahl: ein Chalet oder lieber eine Jurte, ein Springbrunnen im Garten oder ein See vor der Haustür, etwas Wald dazu, ein paar Berge im Hintergrund? Alles war möglich.»

«Jetzt fantasierst du aber, oder?»

«Nein, überhaupt nicht, so ist es tatsächlich. Jede Welt hat so ihre Eigenarten.»

«Du kennst mich», insistierte Fabian, «ich bin einer, der alles für möglich hält, aber das ist nun wirklich dick aufgetragen. Kannst du mich nicht mal dorthin mitnehmen?»

Diala lachte.

«Nein, du würdest mich nicht mehr als Diala erkennen. Diese Enttäuschung möchte ich dir ersparen.»

Fabian schaute drein, als sei ihm ein grosses Fragezeichen im Hals stecken geblieben.

Diala spürte seinen Zweifel:

«Zerbrich dir nicht den Kopf darüber. Die Welt der Feen ist nur eine von vielen.»

Fabian versuchte, sich auf das Essen zu konzentrieren, doch blieben seine Gedanken an den faszinierenden Möglichkeiten der Welt hängen, aus welcher Diala herkam.

«Hallo Käpten, die Pizza wird kalt», hörte er sie von Weitem sagen.

Als sie das Lokal verliessen, funkelten die Sterne wie kleine Brillanten auf einem schwarzen Samttuch.

Auf dem Weg nach Hause hätte Fabian gerne noch mehr über die Feenwelt erfahren, aber Diala meinte, dass er sich erst einmal in seiner Welt zurechtfinden solle. Ausserdem würden gewisse Dinge eher verwirren als klären.

Fabian, vom Wein leicht erheitert, erzählte von seinen Erlebnissen auf dem Schiff. Wie er zum Beispiel an einer Landungsstelle das Drahtseil so unglücklich warf, dass es eine Fensterscheibe durchbrach und in der Küche eines Hotels landete, das direkt an das Seeufer gebaut war. Oder wie ein arabischer Scheich mit seinen beiden Bodyguards kurzerhand den Salon des Dampfers beschlagnahmte und allen – selbst der Schiffsmannschaft – den Eintritt verwehrte, bis die Polizei an Deck kam und dem Milliardär klarmachen konnte, dass er sich nicht auf einem gecharterten Schiff befand. Oder auch, wie es ein Knabe schaffte, bei voller Fahrt den Anker hinabsausen zu lassen. Fast eine Stunde hätten sie benötigt, um das schwere Ding unter den feurigen Zurufen der amüsierten Passagiere hinaufzukurbeln. «Und übrigens», ergänzte Fabian beiläufig, «werde ich das Studium und den Seemannsjob aufgeben und in den Journalismus einsteigen. Zu viel Theorie an der Uni, zu wenig geistige Auseinandersetzung auf dem Schiff. Die Zeit ist für beides abgelaufen. Sobald diese Saison vorbei ist, werde ich bei einer regionalen Zeitung beginnen.»

«Aha!», war alles, was Diala dazu sagte. Fabian hatte damit gerechnet, dass sie von seinen Plänen nicht überrascht sein würde. Sie war ihm stets eine Nasenlänge voraus.

Als sie an Fabians Wohnungstür ankamen, sagte die Fee:

«Ich weiss, du hättest gerne, dass ich heute Nacht bei dir bliebe. Aber ich muss gehen. Ich bin ziemlich ausgebucht, überall brennt es. Es spitzt sich zu. Diesen Sommer werde ich dich nicht mehr besuchen kommen.»

Fabian blickte sie enttäuscht an.

«Wir sehen uns voraussichtlich im Herbst wieder», sagte sie. «Hast du den Plan noch, den ich dir gegeben habe?»

Fabian nickte.

«Ich werde dich finden», sagte er.

Diala gab ihm liebevoll einen Kuss auf die Wange. «Bis bald!», rief sie und war auch

schon um die Hausecke verschwunden. Noch ehe Fabian ihren Abschiedskuss auskosten konnte, hörte er es zischen.

DIE PAPYRUSROLLE

Fabian wusste, dass sich die Zeit auf Deck zu Ende neigte und nicht mehr wiederkommen würde. Den letzten Sommer, den Fabian auf den Schiffen verbrachte, erlebte er intensiver als alle andern zuvor. Selbst das Reinigen der Schiffe genoss er. Am liebsten mochte er die Fahrten Ende August frühmorgens, wenn üppige Nebelschwaden an den Berghängen ankerten. Wegen des herbstlichen Naturschauspiels und der weichen Farbtöne, welche die Morgensonne über das olivgrüne Wasser und die stillen Uferdörfer legte, kamen oft Fotografen auf das Frähschiff. Auch Fabian hatte stets eine Kamera dabei. Noch heute hängen Stimmungsbilder aus jener Zeit an den Wänden seines Arbeitszimmers.

Bei seiner letzten Fahrt waren die Berggipfel rund um den See weiss. Noch am selben Abend packte er die Uniform samt Mütze in einen Karton und gab diesen bei der Reederei ab. Damit begann eine neue Seite im Logbuch seines Lebens.

An einem frühen Nachmittag im November stand Fabian am Bahnhof eines kleinen Dorfes. Zwischen zwei Geranienkistchen, die über der Eingangstür hingen, stand auf einem rostigen Metallschild: *Schienenhöhe 731,88 m ü. M.* Die nehmen es sehr genau, dachte er. Ein plötzlicher Windstoss bliess ihm fast den Zettel weg, auf dem Diala den Weg zu ihr beschrieben und eine Planskizze gezeichnet hatte. Bahnte sich ein Herbststurm an? Fabian blickte zum Himmel. Dunkle Wolken näherten sich mit grosser Geschwindigkeit. Zwischen Himmel und Erde wurde es eng; die Bäume beugten sich dem Wind. Es schneite Blätter. Die Sonne nützte jede Gelegenheit aus, ihre Lichtbündel durch kleine Wolkenfenster hindurch auf die weichen Hügel zu werfen, die das Dorf umgaben.

Neben dem Bahnhofgebäude plätscherte Wasser in einen muschelförmigen Brunnen mit einer defekten Wasserspielkonstruktion in der Mitte. Unter einem Kastanienbaum wartete eine metallene Frau mit Hut, Schirm und Koffer auf den Zug. Weit und breit war kein Mensch.

Fabian blickte auf den Zettel. Er wusste auswendig, was darauf stand. Aber jetzt, da er

seiner Fee so nah war, wollte er sicher sein. Er las noch einmal:

Zuerst den Fluss überqueren, nach rechts kurz durch den Wald, dann über die kleine Brücke und die geteerte Strasse hinauf, dem Bach entlang, bis der Tannenwald an die Strasse stösst. Nach rund 100 Metern links über die Brücke.

Die Angaben stimmten. In weniger als einer Viertelstunde sah er die Brücke über den Bach, den Schuppen und auf der Anhöhe, wie von einem Bühnenscheinwerfer beleuchtet, das von Diala erwähnte Häuschen. Fabian blickte auf den Zettel:

Über die Brücke, dann zwischen Schuppen und Hühnergehege den Weg hinauf in den Wald. Folge einfach dem Pfad.

Kaum hatte er die Brücke betreten, schoss ein wild bellender Hund direkt auf ihn zu. Fabian blieb stehen. Solche Situationen liebte er gar nicht. Er hatte auf seinen Wanderungen nicht immer die besten Erfahrungen mit zähnefleischenden Haustieren gemacht. Deshalb hatte er meist einen Stock dabei, obwohl es auch ohne ging: Ein paar Tage zuvor, als ihn auf einer Wanderung ein Hund angriff, blieb Fabian nämlich mutig stehen und starrte dem Tier direkt in die Augen. Das wirkte; der Hund zog knurrend ab. Ob diese Methode bei allen Hunden funktionieren würde, wollte er aber nicht wissen. Er hatte keine Lust, auf diesem Gebiet systematische Feldforschung zu betreiben. Deshalb verliess er sich lieber auf einen Stock. Doch diesmal hatte er keinen dabei. Der Hund umkreiste ihn bellend. Von oben rief eine weibliche Stimme einen Namen, den Fabian wegen des rauschenden Bachs nicht verstand. Der Hund gehorchte. Er rannte schnurstracks den Hügel hinauf, wo er zwischen Komposthaufen und Gartenzaun Stellung bezog und weiterbellte.

Fabian atmete auf und folgte dem von Diala angegebenen Weg. Als er etwa auf der Höhe angelangt war, auf welcher das kleine Bauernhaus stand, sah er im Garten eine junge Frau an der Arbeit. Er winkte ihr zu. Sie hob die Hand zum Gruss und blickte ihm nach, bis er im Wald verschwunden war. Dann stieg er den steilen, von Buchenblättern bedeckten Weg hinauf. Der Pfad war von verfärbten Farnen und übel riechenden schwarzen Pilzen begleitet.

Ihm war mulmig zumute. Die Baumwipfel rauschten furchterregend, und die knorrigen Stämme knackten wie die schwankenden Masten eines Geisterschiffs. Hie und da fuhren Böen heulend zwischen die Bäume. Obwohl sich der Herbstwald bereits stark

gelichtet hatte, war der Weg an manchen Stellen unheimlich düster. Einige Abschnitte an rutschigen Hängen waren so schmal, dass kaum ein Fuss darauf Platz fand. Fabian war froh, dass er auf Diala gehört und seine griffigen Bergschuhe angezogen hatte.

Nach einer halben Stunde erreichte er die Anhöhe. Er trat unter dem Tannengeäst hervor: Das beschriebene Haus stand direkt vor ihm. Zwei alte, moosbewachsene Apfelbäume hielten davor Wache. Es schien unbewohnt zu sein.

Inzwischen war dem Wind die Puste ausgegangen. Die Lufttemperatur hatte deutlich abgenommen. Es roch nach Schnee. Fabian näherte sich erwartungsvoll dem alten, einsamen Häuschen. Obwohl das Dach stabil aussah, war nicht zu übersehen, dass sich das Gebäude in einem erbärmlichen Zustand befand. An einigen Stellen war die Schindelfassade verletzt; blutrotes, morsches Holz trat aus der Wunde. Zwischen den Dachsparren hingen zeitungsgrosse Spinnweben. Die halten wohl die ganze Hütte zusammen, dachte er grinsend.

Es war still wie auf einem Dreitausender. Vom Dorf, von welchem er aufgestiegen war, waren schwache Glockentöne zu hören. Fabian ging zunächst neben dem Haus und dem verwilderten Garten vorbei den steilen Weg hinauf, der auf einen Hügel führte. Er wollte wissen, was es von dort oben zu sehen gab.

Auf dem höchsten Punkt angelangt, blickte er schnaufend auf unzählige Hügel, die sich mit ihren bewaldeten Kämmen wie schwarze Scherenschnitte vom Hintergrund der tief stehenden Sonne abhoben. Da und dort leuchteten Dächer von Einzelhöfen heraus, die vom goldenen Abendlicht begossen zu brennen schienen. Hier liesse es sich leben, dachte er.

Fabian blickte noch eine Weile über die scheinbar endlosen grünen Dünen, dann erinnerte er sich plötzlich, weshalb er diesen abgeschiedenen Ort aufgesucht hatte. Er spähte zum Haus hinunter, aus dessen Kamin kaum sichtbar Rauch aufstieg. Fabian eilte den Hang hinab. Jetzt wollte er Diala wiedersehen!

Eine kleine Holzterrasse mit den brüchigen Überresten eines Geländers führte zum Eingang. Über der fensterlosen Tür war ein Holzschild angebracht, darauf stand *Kobold*. Dass das Haus bewohnt war, zeigte sich schon daran, dass links und rechts der Tür Blumenkistchen hingen, aus denen rote Geranien herauswuchsen.

Er klopfte an die Tür. Er klopfte ein zweites und drittes Mal, aber es tat sich nichts.

Schliesslich drückte er die Tür auf und trat in einen finsternen Gang.

«Hallo!»

Fabian ging ein paar Schritte, bis er an eine weitere Tür kam. Wieder klopfte er an. Als er keine Antwort erhielt, drückte er sachte auf die Klinke. Die Tür ging knarrend auf. Ein nach Zimt erinnernder Duft schwebte ihm entgegen. Er folgte dem süssen Geruch. In der Mitte der Stube stand ein grosser runder Holztisch mit Blumen und einer dicken Tropfkerze darauf. Daneben lag ein Zettel. Fabian hielt ihn gegen das Fenster.

Hallo Fabian

Ich komme etwas später. Machs dir inzwischen bequem. Auf dem Bücherregal findest du geistige und in der Küche sonstige Nahrung. Dein Bett ist im Raum neben der Küche. Damit du in der Nacht warm hast, solltest du dem Ofen vor dem Schlafengehen noch etwas zu füttern geben. Und lass die Tür zur Küche offen, hier gibt es keine Zentralheizung.

Bis bald!

Übrigens: Die Schwingungen in diesem Haus sind ideal zum Meditieren ...

Typisch Diala, dachte er, zuerst erwähnt sie die Bücher und dann das Essen. «Jedenfalls bin ich hier richtig», sagte er halblaut und sah sich um: Die angenehme Wärme im Zimmer strahlte vom Trittofen aus, den er hinter der Tür zunächst gar nicht bemerkt hatte. Gleich daneben lag auf dem Boden eine mit bunten Tüchern überzogene Matratze mit vielen Kissen. Ein Schaukelstuhl und eine alte Nähmaschine betonten das behagliche Ambiente des Ortes. An der Wand gegenüber standen ein prall gefülltes Bücherregal und rechts davon ein alter, mit einfacher Malerei verzierter Holzschrank.

Fabian zog die Jacke aus und hängte sie an einen Haken. Die Schuhe stellte er in den Korridor. Dann ging er in die Küche, wo herrlich duftende getrocknete Kräuter von der Decke herabhingen. Er holte sich ein grosses Stück Brot, Käse und einen Apfel. Bevor er sich den Büchern widmete, warf er einen Blick in das Schlafzimmer. «Klein, aber fein», raunte er. Es war schlicht eingerichtet: zwei Betten nebeneinander, zwei Stühle, ein Schrank. Die Ecke beim Fenster füllte ein riesiger Farn aus. Über den Betten hing ein pastellfarbener Pegasus aus Holz mit goldumrandeten Flügeln, der durch die im Haus zirkulierende Warmluft langsam rotierte.

Fabian ging zurück in die Stube und zu den Büchern. Dort fiel ihm ein gerolltes

Papyrusblatt auf, das quer über den Büchern lag. Es entpuppte sich als handgeschriebenes Manuskript. Er nahm es mit an den Tisch und setzte sich die Brille auf. Abwechselnd biss er in Brot und Käse und las den Text:

Die Fische eines Flusses sprachen miteinander und sagten: Man behauptet, dass unser Leben vom Wasser komme. Aber wir haben nie Wasser gesehen, wir wissen nicht, was es ist. Da sprachen etliche von ihnen, die klüger waren als die andern: Wir haben gehört, dass im Meer ein kluger und gelehrter Fisch lebt, der alle Dinge kennt. Lasset uns zu ihm gehen und ihn bitten, dass er uns das Wasser zeige. So machten sich einige auf, um den grossen und weisen Fisch zu suchen.

Nach Langem erreichten sie das Meer, wo der Fisch lebte, und sie fragten ihn. Als er sie gehört hatte, sprach er zu ihnen: Oh, ihr dummen Fische! Im Wasser lebt ihr und bewegt ihr euch und habt ihr euer Dasein. Aus dem Wasser seid ihr gekommen, zum Wasser kehrt ihr zurück. Ihr lebt im Wasser, aber ihr wisst es nicht?!

Fabian blickte zum Fenster hinaus. Dunkle Wolken schoben einander über die Baumspitzen. Im Zimmer war nicht mehr genügend Licht zum Lesen. Fabian dachte an den Rat Dialas und zündete die Kerze an. Dann setzte er sich auf die Matratze, lehnte seinen Rücken an die vom Ofen aufgewärmte Wand und entspannte sich.

Es ging nicht lange, da dehnte sich eine gewaltige Kraft in seinem Kopf aus. Dort, wo sich sonst die Gedanken tummeln, begann es violett zu leuchten. Zuerst war es nur ein Punkt; dann wurde die kleine violette Sonne grösser und grösser, überstrahlte schliesslich das ganze innere Sichtfeld, entfaltete sich zu grenzenloser Liebe zu allen Kreaturen auf diesem Planeten, die ziellos umherirren, sich gegenseitig quälen, ohne zu erkennen, dass sie damit ihre eigenen Leiden verstärken und verlängern. Aus Liebe wurde Mitgefühl für alles, was da kreucht und fleucht, und aus Mitgefühl wurde Verständnis, dass es so geschah ...

Die Vision dauerte nur einige Sekunden, aber sie war wie eine Flut auf ihn eingebrochen. Er war überwältigt und erschüttert. Und in dieser Stimmung schlief er ein.

Am andern Morgen wachte Fabian in einem euphorischen Zustand auf: Er war glücklich, nicht einfach zufrieden, sondern glücklich, von den Zehenspitzen bis zum

Scheitel. Als er die Augen öffnete, erschrak er: Neben ihm, im andern Bett, lag Diala! Ihr Gesicht strahlte im Licht der Morgensonne. Fabian fragte sich, wie er ins Bett gelangt war. Er erhob sich und blickte zum Fenster hinaus. Draussen war alles weiss. Spontan fielen ihm die Sätze ein:

*Novembarnacht –
der erste Schnee
und eine Fee
als ich erwacht*

Er konnte es nicht verkneifen, sie zu küssen. Ihr Mund war weich und warm. Diala lächelte und öffnete die Augen. Dann streckte sie sich wie eine Katze nach einer ausgiebigen Siesta und fragte:

«Gefällt dir meine Winterresidenz?»

«Wie im Märchen», antwortete Fabian.

Er blickte die Fee an, sog ihre Schönheit auf wie einer, der verloren in der Wüste die letzten Tropfen aus der Feldflasche schlürfte.

«Ich hab es kaum erwarten können, dich zu sehen, mit dir zu wandern und zu plaudern», sagte er.

Diala war hellwach und sagte:

«Etwa eine Stunde von hier liegt ein Bergrestaurant. Dort könnten wir gemütlich frühstücken. Auf dem Weg dahin kannst du mir dein Herz ausschütten. Einverstanden?»

Bald darauf sah man zwei Gestalten über die leicht verschneiten Hügel wandern. Sie gingen ruhig dahin, wie es sich für einen Spaziergang an einem Spätherbstmorgen ziemte. Hie und da wurden sie von einem der vielen kleinen Wäldchen verschluckt, die zu dieser Gegend gehörten wie die Schlösser zur Loire.

Fabian atmete tief durch.

«Hier oben fühlt man sich frei und weit weg von allen Problemen», begann er. «Es ist ähnlich, wie wenn ich nachts ins All blicke. Tagsüber gibt es Momente, da komme ich mir eingesperrt vor, wie an diesen Planeten gekettet. Aber wenn ich den Sternenhimmel betrachte, habe ich das Gefühl, dass in der Weite des Weltraums das wirkliche Leben

stattfindet. Klingt schräg, nicht?»

Diala schmunzelte.

«Am liebsten», fuhr er fort, «würde ich wie in meinen Flugträumen einfach abheben und davonfliegen, weg von der Erde, hinaus ins Unbekannte reisen, von Sonnensystem zu Sonnensystem, neue Welten und Wesen kennenlernen, die ihre Kräfte nicht für den Lebensunterhalt verzehren, sondern sich mit den essenziellen Dingen beschäftigen. Mich dünkt, wir Menschen entwickeln uns, wenn überhaupt, viel zu langsam, und erst noch in die falsche Richtung. Ja, das Ganze geht mir viel zu langsam. Hier klebt alles.» Während er dies sagte, stiess er an einen faustgrossen Stein, der unter der Schneedecke versteckt war. Fabian hob ihn auf und wischte den Schnee ab; darunter kam eine glitzernde, fast kristalline Oberfläche hervor. Er steckte den Stein ein und fuhr fort:

«Ich hatte grossen Respekt vor dem Physiker, von dem ich dir erzählt habe. Seine ruhige Art, etwas zu erklären und die Geduld, die er aufbrachte, um meinem Freund und mir alle Fragen zu beantworten, haben mich sehr beeindruckt. Heute fehlen mir solche Menschen. Gewinnmaximierung und Aktionäre sind das Mass aller Dinge geworden und die Zeit nichts als ein Wirtschaftsfaktor. Wir haben zwar volle Menükarten, aber wir verhungern geistig. Nur wenn ich mit dir zusammen bin, fühle ich mich wirklich satt.»

«Das mag zwar ein Kompliment sein für mich», sagte Diala, «aber ich würde lieber von dir hören, dass du deinen Weg ins Morgenland allein findest.»

«Doch, doch», wandte er rasch ein, «ich bin wieder unterwegs. Allerdings weiss ich nicht immer klar, wonach ich suchen soll. Etwas zu finden, von dem Form, Farbe und Grösse annähernd bekannt sind, ist kein Problem. Wie finde ich aber etwas, dessen Umfang und Aussehen nicht fassbar ist, wie Hesses sagenhafte Welt?»

«Es ist schon alles da», antwortete Diala schlicht und wiederholte: «Es ist alles vorhanden. Du kannst es nur nicht erkennen.»

Fabian blickte sie fragend an.

«Du kommst mir vor wie ein Kind, das nach dem Osterhasen sucht. Du weisst genau, es ist etwas da, was die Ostereier versteckt, sehr gut versteckt. Aber du hast keine Idee, wie du das ominöse Tier in flagranti ertappen könntest. Obwohl der Osterhase für dich existiert, wirst du ihn niemals finden, weil du eine falsche Vorstellung im Kopf hast. Es

fehlt dir die Sichtweise, um zu erkennen, was genau dahintersteckt, verstehst du?»

«Theoretisch weiss ich, wovon du sprichst, aber praktisch ...»

Sie traten unter den verschneiten Bäumen hervor: Der Vorhang vor der Kulisse der Hügellandschaft öffnete sich weit. Es war, als ob sich eine neue Welt auftat.

«Du suchst den Himmel viel zu weit weg», fuhr Diala fort. «Der Himmel beginnt dort, wo der Boden aufhört wie hier, mitten auf dem schneebedeckten Weg oder von mir aus auf dem geschrubbten Deck eines Schiffs. Die Morgenlandfahrt ist keine Suche nach dem gelobten Land, sondern ein Weg der Erkenntnis, dass alles, wonach man sucht, bereits vorhanden ist. Erinnerst du dich an die Zeit, als du dich noch zu den Morgenlandfahrern gezählt und dir keine grosse Sorgen gemacht hast? Ging damals nicht alles wie von selbst, ohne dass du dich bemühen musstest? Viel dir nicht alles zu, was du benötigt hast?»

Fabian nickte. Genauso hatte er jene Zeit in Erinnerung.

«Damals war dir alles viel klarer; du liessst dich kaum von den wichtigen Dingen des Lebens ablenken. Du wusstest intuitiv, dass alles, was dir begegnet, mit deinem Weg zu tun hat.»

Fabian, der mit den Händen auf dem Rücken aufmerksam zuhörend weiterging, bemerkte nicht, dass das Restaurant langsam auftauchte wie ein sich näherndes Schiff auf dem Meer, von dem zuerst das Toplicht und dann Aufbauten und Rumpf sichtbar wurden.

Der Wind hatte längst gedreht. Er kam nun von Süden und brachte nahezu sommerliche Temperaturen mit. Fabian zog die Jacke aus und band sie sich um die Hüfte.

«Sieh!», rief er plötzlich, als ob er eben erwacht wäre, «da vorne ist die Wirtschaft ...»

«... wo ein wohlverdientes Frühstück auf uns wartet», ergänzte Diala.

Inzwischen war es so warm geworden, dass Fabian ohne Jacke auf der Terrasse des Wirtshauses sitzen konnte. Auf einem giftgrünen Zeitungsaushang, der neben dem Eingang zur Terrasse hing, stand mit grossen Lettern die Schlagzeile: «Europas Gletscher schmelzen dahin!» Fabian blickte zu den Gipfeln des ewigen Eises hinüber, die in der Ferne über den Horizont der Bergwiesen ragten. Das ewige Eis ist auch nicht mehr so ewig wie früher, dachte er.

Die runde Terrasse war mit einem kuppelförmigen Metallgerüst überspannt, von welchem ständig Blätter einer verdorrten Kletterpflanze herabfielen. Die Verzierungen und organischen Ornamente an den Bögen verrieten, dass es sich um einen im Jugendstil gehaltenen Pavillon aus der Zeit des Übergangs zum zwanzigsten Jahrhundert handelte.

Während Fabian das Kunstwerk betrachtete, erschien ein Jüngling mit langen Haaren und auffällig schönen Gesichtszügen und nahm die Bestellung auf. Fabian wünschte ein ordentliches Frühstück, während sich Diala einmal mehr mit einem Glas Wasser und ein paar Fingerspitzen Honig zufriedengeben wollte. Dabei lächelte der junge Kerl Diala an, als wären sie alte Bekannte. Fabian war erstaunt darüber, dass sie bei diesem Wetter allein in dieser herrlich gelegenen Gartenwirtschaft waren. Noch erstaunter war er, dass der Kellner in weniger als einer Minute das Frühstück gebracht und auf einem weissen Tischtuch angerichtet hatte.

Kaum war der Schönling verschwunden, begann leise eine Melodie zu erklingen. Zuerst waren es nur Violinen, dann aber kamen immer mehr Instrumente dazu – ein ganzes Orchester, das klassische Stücke spielte. Die Klänge schienen aus dem Metallgehäuse des Gartenpavillons zu kommen. Fabian sah sich um: weit und breit kein Lautsprecher, dann blickte er zu Diala, die nur leicht den Mund verzog.

Fabian versuchte, der Fee die Vision nachzuzeichnen, die ihm am Vorabend zuteilgeworden war, obwohl er wusste, dass sie die Bilder aus seinem Innern abrufen konnte. Er leerte einen Beutel Schokoladenpulver in die Tasse, goss dampfende Milch darüber und rührte die sich braun verfärbende Milch um. In Gedanken versunken ergriff er die Tasse, nahm einen Schluck und stellte sie flugs wieder auf den Tisch ...

«Ganz schön heiss!», stiess er hastig hervor und sog kühlende Luft ein.

«Vielleicht», nahm er das Gespräch wieder auf, «hat das Lesen der Papyrusrolle diese Vision ausgelöst. Woher stammt dieser Text?»

«Es ist die exakte Abschrift eines zweitausendjährigen Textes. Das Original hat in einem Kloster in Tibet überlebt. Ein religiöser Führer hat mir die Rolle 1959 mitgegeben, als die chinesische Besetzungsmacht den Aufstand der tibetischen Bevölkerung niederschlug. Ich und andere Feen machten uns damals zur Aufgabe, wo und wie immer möglich, den Menschen beizustehen, die über die Bergketten des

Himalajas ins Exil flüchteten.»

Fabian machte grosse Augen.

«Du bist schon so lange eine Fee?»

«Viel länger. Zeit spielt für mich keine Rolle.»

«Schön, wenn man das sagen kann. – Der Text erinnert mich übrigens an ein Bibelgleichnis.»

«Dort gehört er eigentlich auch hin, aber er fiel den kirchlichen Zensoren zum Opfer.»

«Wie das?»

«Was da steht, bedeutet nichts anderes, als dass alle Menschen Teil des Göttlichen sind. Diese Botschaft war natürlich nicht im Sinne derjenigen, die sich für die rechte Hand Gottes ausgaben.»

Während sich Fabian ein Butterbrot strich, fragte er Diala, wie es um die Wahrheit in der Bibel stehe.

«Es existieren Evangelien, die kommen der Wahrheit viel näher als die bekannten, wie etwa das Thomas-Evangelium. Und dann wurde auch einiges je nach Bedarf angepasst. Aber nicht alle Abweichungen sind bewusste Irreführung. Es hat auch ganz gewöhnliche Übersetzungsfehler in der Bibel. Zum Beispiel glauben die meisten Gläubigen noch heute, Johannes der Täufer habe Heuschrecken gegessen. Das griechische Wort «enkris» mit der Bedeutung Brotkuchen, wurde mit dem ähnlich klingenden Wort für Heuschrecken, «akris», verwechselt.»

Diala zählte weitere Übersetzungsfehler auf, die den Sinn der jeweiligen Sätze zum Teil markant veränderten. Fabian hörte ihr aufmerksam zu. Er vernahm Dinge, von denen er weder im Religionsunterricht noch an der Universität je etwas gehört hatte. Nach einer Weile fragte er die Fee:

«Jetzt musst du mir aber etwas erklären, was sich nicht reimt. Du hast mir erzählt, dass du die Papyrusrolle von einem religiösen Führer in Tibet erhalten hast und dass sie eine exakte Kopie des Originals sei. Weshalb konnte ich sie dann lesen? Der Originaltext ist sicher nicht auf Deutsch verfasst worden.»

«Das ist keine gewöhnliche Papyrusrolle», antwortete Diala gelassen, «und da sind auch keine Sätze darauf, sondern Zeichen, universelle Symbole. Wer diese Zeichen erblickt, versteht ihre Bedeutung augenblicklich. Diese Geschichte ist abgewandelt im ganzen

Universum bekannt; sie ist der Archetypus der Antwort auf die Frage, woher wir kommen und wohin wir gehen.»

Inzwischen hatte der warme Südwind, der «Föhn», die zarte Schneeschicht weggehaucht. Noch ehe die Sonne den Zenit erreicht hatte, beschlossen die beiden, sich aufzumachen.

Eben wollte Fabian den Kellner rufen, als dieser auch schon neben ihm stand und die Rechnung auf einem silbernen Teller präsentierte. Fabian legte das Geld wie in Trance auf die Schale; er bekam nicht genug davon, das Gesicht dieses schönen Jünglings zu betrachten.

Fabian und die Fee verliessen den «Musikpavillon» und gingen am Haupteingang des Restaurants vorbei. An der Tür hing ein Schild, auf welchem geschrieben stand:

Restaurant und Terrasse wegen Betriebsferien bis 15. November geschlossen!

Fabian öffnete den Mund, um Diala die Entdeckung mitzuteilen. Doch als er ihr Gesicht sah, liess er es sein.

Unterwegs überraschte ihn die Fee mit den Worten, dass sie ihm die Papyrusrolle schenke.

«Wenn du zu dir nach Hause kommst, hängt sie hübsch umrahmt an der Wand – natürlich in echtem Deutsch.»

In mehreren Stunden wanderten sie abwechselnd durch dunkle, kühle Wälder und über weiche Hügel, die einen Weitblick bis zu den Alpen boten. Im Gasthof eines kleinen Dorfs stärkten sie sich, das heisst Fabian, mit der Spezialität des Hauses: Kastanienpüree und Vanilleeis. Dann bestiegen sie das Postauto und erreichten nach vielen Kurven den Bahnhof, wo Fabian am Vortag angekommen war. Von dort schlug Diala einen andern Weg ein, als sie ihm auf dem Zettel angegeben hatte; er führte steil den Wald hinauf und über Viehweiden direkt zu ihrer Hütte. Als sie dort ankamen, war es dunkel.

NEUE TÖNE

Am folgenden Nachmittag, es war ein weiterer ungewöhnlich warmer Novembertag, stiegen Fabian und Diala mit Kissen beladen auf einen der Apfelbäume vor dem Haus. In zwei gegenüberliegenden Astgabeln liess es sich komfortabel sitzen und schwatzen. Nach einer Weile vernahmen sie vom Wald her seltsame Töne.

«Hörst du das auch ...?», fragte Fabian, «... ist das ein Xylofon?». Er lauschte. «Das kommt von da unten», sagte er und zeigte in Richtung des Tales.

Diala lächelte verschmitzt.

«Wenn es dich interessiert, dann solltest du vielleicht mal nachsehen», machte sie ihm schmackhaft.

«Kommst du mit?», fragte Fabian.

«Ich kenne diese Musik, ich höre sie oft. Meistens bei schönem Wetter, weil dann die Musikerin ihr Instrument vor das Haus stellt und manchmal stundenlang übt.»

«Die Musikerin? Ist das die Frau, die in dem kleinen Haus wohnt, an dem der Weg hierher vorbeiführt?»

Sie nickte.

«Nun geh schon. Ich sehe es dir doch an, dass es dich juckt.»

Fabian sprang vom Baum ins sumpfige Gras. Schlamm spritzte nach allen Seiten. Er blickte auf seine Schuhe und verzog die Miene.

«Wäääh ...! Das war ein Kuhfladen. So ein Mist!»

«Das kann man wohl sagen», kommentierte Diala und lachte.

«Wartest du hier auf mich?», fragte er, während er seine Schuhe glucksend aus der braunen Tunke zog.

«Kommt darauf an, wie lange du wegbleibst.»

«In einer Stunde bin ich zurück», sagte er und band sich die Jacke um die Hüfte. Bevor er zwischen den Bäumen verschwand, winkte er seiner Fee zu.

«Das werden wir ja sehen ...», hörte er sie noch rufen.

Er benutzte denselben abschüssigen Weg, auf dem er vor zwei Tagen zu Dialas Haus gefunden hatte.

Die Töne kamen rasch näher; sie formten sich zu einer bekannten Melodie – es war Bob Marleys *No women, no cry*. Fabian schlich sich an das Haus heran, wie einer, der etwas im Schilde führt. Als sich der Wald lichtete, sah er zwischen den Bäumen hindurch auf eine grasbewachsene Ebene vor dem kleinen Bauernhaus. Dort spielte die junge Frau, die er beim Aufstieg zu Dialas Hütte gesehen hatte, auf einem runden Instrument: Es war ein nach unten offenes Metallfass, dessen gewölbter Boden in viele abgegrenzte Felder eingeteilt war. Jedes Feld, das sie mit Sticks anschlug, erzeugte einen andern Ton.

Die Frau hatte ihm den Rücken zugekehrt. Sie trug grüne Jeans und eine senfgelbe kurze Jacke. Auch die Schuhe waren gelb. In ihren aufgesteckten Haaren hingen farbige Bändchen, die im Rhythmus ihrer Bewegungen lustig auf- und abhüpften. Einige längere Haarbüschel fielen auf ihre Schultern.

Fabian versuchte sich dem Haus zu nähern, ohne entdeckt zu werden. Das Rauschen eines nahen Wasserfalls machte es ihm einfach. Er pirschte sich an von Baum zu Baum und war nur noch einige Meter von der Musikerin entfernt. Da trat er auf einen dünnen Ast, der knackend zerbrach. Im selben Moment ging das Gebell los! Der Hund, der unter dem Tisch vor dem Haus sein Nickerchen gemacht hatte, sprang auf ihn zu. Fabian wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Zögernd trat er aus dem Wald. Der entfesselte Köter liess ihn keinen Schritt mehr machen.

«Entschuldigen Sie bitte!», rief er der Frau zu. «Ich bin den Klängen gefolgt. Ich wollte nur sehen, wer da so schön spielt ...»

Die Frau rief den Hund zu sich; er gehorchte nur ungerne, zog sich aber etwas zurück. Fabian atmete auf. Etwas argwöhnisch fragte sie, ob er derjenige sei, der kürzlich den Weg hinaufgegangen sei, als sie im Garten war. Fabian bejahte.

«Zurzeit mache ich Urlaub in diesem alten Haus da oben, etwa zwanzig Minuten von hier.»

Fabian drehte sich um und zeigte die Richtung an, wo er das Haus vermutete.

Durch die plötzliche Bewegung Fabians aufgeschreckt, legte der Hund wieder los.

Die Frau streichelte ihren Gefährten.

«Es ist gut, gut gemacht Sirius», sprach sie beruhigend auf das Tier ein.

Fabian wagte ein paar Schritte vorwärts.

«Sie übernachteten im *Kobold*?», fragte die Frau.

«Ja. Kennen Sie das Haus?»

«Natürlich. Sie scheinen keine Angst vor Gespenstern zu haben.»

«Wieso Gespenster?»

«Es wird erzählt, dass in dieser alten Hütte hin und wieder jemand hause. Aber noch nie habe dieser Geist, oder was auch immer es ist, sich sehen lassen.»

«Seh ich aus wie ein Geist? Ich bin wirklich vorhanden, solange mich der Hund nicht frisst.»

«Sirius riecht, ob jemand mit guten oder schlechten Absichten daherkommt.»

Die Frau blickte Fabian mit ihren hellblauen Augen stechend an. Die schwarzen, wie mit Pinsel perfekt gemalten Brauen kamen sich bedrohlich nahe.

«Den Weg, den Sie genommen haben, ist nicht gerade der übliche», fuhr sie kühl fort.

«Ich muss Ihnen ehrlich sagen, dass ich es gar nicht mag, wenn sich jemand meinem Haus auf dem Indianerpfad nähert.»

«Wohnen Sie allein in diesem hübschen Haus?», fragte der Eindringling.

«Ja, und deswegen werden Sie meine Vorsicht verstehen.»

«Alles klar. Ich habe nicht die Absicht, Sie vom Spielen abzuhalten, aber ich hätte noch gerne erfahren, was das für ein Instrument ist.»

Fabian berührte den verchromten Kessel, und das mit Schnüren an einem Gestell aufgehängte Ding begann zu schaukeln.

«Das ist ein Steelpan oder einfach Pan genannt. Ursprünglich kommt es aus Trinidad. Dort entdeckten die Leute in den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, dass man den Ölfässern Töne entlocken kann.»

Sie trat an das Pan und spielte eine Melodie. Fabian hörte fasziniert zu und war ebenso bezaubert von der Musikerin.

«Unglaublich, zu was so ein Fass alles taugt», sagte er, als sie aufgehört hatte. «Sie spielen nicht wie eine Anfängerin.»

«Ich spiele seit einigen Jahren in einer Steelband. Wir haben momentan viele Auftritte.»

Fabian erklärte, dass er Schlagzeuger sei. «Gegenwärtig bin ich zwar in keiner Band. Aber das wird sich auch wieder mal ändern.»

«Schlagzeuger sind rar», sagte sie mit einem auffordernden Lächeln. «Wir sind schon

lange auf der Suche nach einem guten Drummer. – Übrigens, möchten Sie einen Kaffee oder lieber einen Tee?»

Fabian zögerte.

«Gerne einen Kaffee», sagte er schliesslich. Während die junge Frau in das Haus ging, umtänzelte ihn der Hund, dessen Nase an seinen nach Kuhmist riechenden Schuhen klebte.

«Der Hund heisst Sirius?», rief er durch die geöffnete Tür, «Sirius wie der Hundstern?»
«Ja. Hier draussen muss man immer mit dem Besuch von Ausserirdischen rechnen. Deshalb habe ich dem Hund diesen Namen gegeben, dann sind mir die Fremden vielleicht freundlich gesinnt.»

Fabian hakte ein:

«Ich bin ein Ausserirdischer! Sind Ihnen meine spitzen Ohren nicht aufgefallen.»

«Doch, doch. – Nimmt man auf Ihrem Planeten auch etwas Süsses zum Kaffee?»

«Schon. Aber bei uns bringt das eigentlich der Besuch mit.»

Die junge Frau lehnte an den Türpfosten und verschränkte die Arme.

«Vielleicht können Sie das mal nachholen.»

Fabian beobachtete den Hund, der ihn skeptisch beschnupperte.

«Wenn Ihr Hund damit einverstanden ist, werde ich das gerne tun», sagte er.

Bei Kaffee und Gebäck kamen sich Florine und Fabian rasch näher. Nur Sirius blieb weiter auf Distanz. Auch wenn es so aussah, als ob er schlief, beobachtete er den Fremden ständig, indem er in kurzen Abständen seine Augen aufklappte.

Fabian wollte mehr über Florine und ihr Steelpan erfahren:

«Was begeistert dich denn so an diesem Instrument?»

Florine überlegte.

«Sicher ist es mal sein Klang ... und dann ist es rund.»

«Was meinst du damit?»

«Alles ist rund, alles ist Klang. Zwei fundamentale Grundsätze sind in einem Instrument vereinigt. Ich kann mit dem Pan zart und melancholisch spielen, dann aber auch hart und aggressiv. Das Pan lebt, es bringt meine Gefühle zum Schwingen.»

«Du scheinst ein ziemlich lebensfroher Typ zu sein.»

«Wie man's nimmt. Es ist eher so, dass ich mir mit dem Pan meine gelegentlich

fehlende Lebensfreude hole. Das Spielen gibt mir Energie, das heisst, die Energie, die ich beim Spielen hineingebe, erhalte ich durch die entstehende Musik doppelt zurück.»
«Ich verstehe», sagte Fabian nachdenklich. Er blickte sie listig an und meinte: «Du benötigst etwas Schmieröl, um leichter aus dir herauszukommen. Deshalb hast du ein Ölfass als Instrument gewählt.»

Florine blickte Fabian zunächst fragend an, dann begriff sie und lächelte.

«Ich finde», fuhr er fort, «in der kurzen Zeit, in der wir uns kennen, hast du erstaunlich viel von dir preisgegeben.»

«Das kommt vielleicht daher, dass ich oft allein bin.»

«Du wohnst wirklich solo in diesem Haus?»

«Wenn du Sirius, die Katzen, Hühner und Enten nicht dazurechnest, ja, seit gut einem Jahr. Vorher wohnte ich mit meinem Freund zusammen. Aber das ging nicht so gut, wie wir es uns vorgestellt hatten.»

«Und die Einsamkeit macht dir nichts aus?»

«Doch. Manchmal habe ich Mühe damit. Hin und wieder denke ich, dass es Zeit wäre, an einen andern Ort zu ziehen, vielleicht nach Trinidad.»

Sie wandte ihr Gesicht ab und blickte in die Ferne. In Gedanken schien sie auf einen anderen Sender gezappt zu haben. Fabian betrachtete das am Ohrläppchen hängende glitzernde Kettchen. Es trug in Silber eingefasste rote Rosen, die von dunklen Locken umrankt waren.

«Dort sind die Wintermonate sicher angenehmer zu verbringen, als hier», versuchte er die Verbindung zu ihr wieder herzustellen. Sie blickte ihn an und atmete tief durch:

«Du sagst es», antwortete sie. «Verkaufen würde ich das Häuschen aber nicht. Ich bleibe an diesem abgelegenen Ort. Es hat eben auch seine Vorteile, nicht mitten im Dorf oder in einer Stadt zu wohnen. Hier kann ich zu jeder Tages- und Nachtzeit Pan spielen, in voller Lautstärke Musik hören und überhaupt, tun und lassen, was ich will. Vielleicht tut sich ja noch was. Mir schwebt nämlich eine Art Wohngemeinschaft vor. Mal sehen.»

Fabian machte sich so seine Gedanken, während er Kaffee trank und Apfelstrudel ass.
«Ich habe jetzt genug über mich geredet», machte Florine geltend. «Erzählst du mal etwas von dir?»

Sie rückte mit dem Stuhl näher an den Tisch heran.

«Erklär mir erst einmal, wie du dazu kommst, in der alten Spukhütte da oben Urlaub zu machen. Kennst du die Besitzer des Hauses?»

«Ja, sicher. Die ... äh ... wie soll ich sagen ... Man hat mich eingeladen.»

«Dann warst du schon öfters hier?»

«Nein, ich war noch nie in dieser Gegend.»

Fabian schwieg. Er wusste nicht so recht, wie er ihr die Sache mit der Fee erklären sollte.

«Du bist plötzlich nicht mehr so gesprächig. Hast du ein Problem?»

«Nicht direkt, aber ich weiss nicht ...», er zögerte, «... glaubst du an Feen?»

«Seltsame Frage», antwortete Florine. Sie dachte kurz nach. «Doch, eigentlich schon.»

Fabian atmete auf.

«Das macht die Sache etwas leichter», sagte er. «Könntest du dir auch vorstellen, dass es eine Fee gibt, die mit einem Luchs zusammen in einer Kristallhöhle wohnt, die die Frechheit hat, einen ungefragt zu küssen und sogar Dampfschiffe in Schwierigkeiten bringen kann?»

«Eigentlich nicht», antwortete Florine belustigt, «ich fürchte, du willst mir da eine ganz verrückte Geschichte aufhängen.»

«Wenn ich dir alles erzähle, dann hältst du mich wahrscheinlich für einen Spinner. Andererseits erfährst du auf diese Weise etwas von mir. Du warst von Anfang an offen zu mir. Ich sehe keinen Grund, mich dir gegenüber anders zu verhalten.»

Florine blickte ihn erwartungsvoll an.

Er sah die blauen Augen, die gespannt in die seinen blickten. Er hätte es nicht übers Herz gebracht, sie anzuschwindeln.

«Also, das ging so ...»

Fabian hatte Diala zu viel versprochen, denn er kehrte erst nach Mitternacht zurück. Er und Florine hatten die halbe Nacht hindurch Gedanken ausgetauscht, gelacht, gegessen, getrunken, Musik gehört.

Als Fabian ins angebliche Gespensterhaus trat, sass die Fee auf dem Sitzofen und las in einem Buch. Sie sah ihn schmunzelnd an.

«Schon zurück?»

Fabian kratzte sich am Kopf.

«Am liebsten wäre ich noch länger geblieben.»

«Seht ihr euch wieder?»

«Ja, übermorgen.»

«Schön, das freut mich für dich. Erzählst du mir etwas über sie?»

Fabian zog die Jacke aus. Er nahm sich einen Stuhl, stellte ihn der Fee gegenüber und setzte sich verkehrt darauf.

«Sie ist zwei Jahre älter als ich, arbeitet im Spital, war bis vor einem Jahr in dem Haus da unten mit einem Mann zusammen, hat einen Hund und ein paar Hühner und Enten. Sie hat Humor und philosophiert gern. So wie ich dich kenne, weißt du längst, wie sie heisst. – Das ist die Kurzversion. Möchtest du mehr hören?»

«Nein, nicht nötig. Eigentlich kenne ich die Frau ganz gut.»

«Wie das?»

«Wenn ich in der Gegend bin, setze ich mich gelegentlich auf eine der Fichten, die ihr schnuckeliges Haus umgeben, und höre ihrem Spiel zu. Mir gefällt ihre Musik.»

«Du sitzt auf Fichten herum und spionierst Leute aus?», neckte Fabian.

«Was Bäume betrifft, bin ich nicht wählerisch.»

Fabian grinste und setzte sich in den Schaukelstuhl. Dieser quietschte einige Male vor sich hin.

«Was mir an ihr besonders gefällt», begann er auf einmal, «sie ist offen für Ungeohntes, Neues. Alles, was ich mit dir erlebt habe, hat sie vorbehaltlos akzeptiert. Sie habe auch Erfahrungen mit unerklärlichen Dingen gemacht. – Sie würde dich gerne kennenlernen.»

«Kommt Zeit, kommt Fee», sagte Diala.

Fabian holte sich einen Apfel aus der Küche und biss hinein. Zurück in der Stube fragte er:

«Du hast mir mal gesagt, dass ich den Namen meiner zukünftigen Freundin unbewusst schon wisse.»

Diala nickte.

«Wäre es Florine gewesen?»

«Du erwartest doch nicht etwa, dass ich das verrate», sagte die Fee. «Es ist nicht mein Job, dir deine Zukunft zu verplanen, sonst bin ich schuld, wenn es nicht die Richtige ist», ergänzte sie grinsend.

«Ich verstehe», sagte Fabian. «Du hast recht.»

«Ich kann dir als Zukunftsvision lediglich anbieten, dass ich jetzt öfters weg bin. Du kannst selbstverständlich in diesem gruseligen Geisterhaus bleiben, solange du willst», bot sie ihm augenzwinkernd an. «Aber ich vermute, dass du das Haus ein paar Bäume weiter unten schon bald vorziehen wirst.»

«Jetzt spielst du ja doch Prophetin», lästerte Fabian.

«Ich sehe doch, wie du vibrierst», erwiderte Diala, «du kannst mir nichts vormachen.» Sie lächelte, und Fabian kratzte sich am Kopf.

Fabian und Diala sassen noch lange bei Kerzenlicht auf dem warmen Sitzofen und tauschten Erlebnisse aus. Als sie sich nach einer langen Umarmung und einem Kuss verabschiedeten, war es draussen schon hell. Dann zischte es, und die Fee war weg. Es war mucksmäuschenstill im Haus. Fabian ging ins Bett und schlief bis in den Nachmittag hinein tief und fest.

Die letzten Herbsttage verbrachte er mit Wandern, und wenn es das Wetter nicht zuließ mit Lesen. Diala hatte wieder eine auf ihn zugeschnittene Büchersammlung bereitgestellt. Was ihn am meisten beschäftigte, war die Frage, wie er das, was er mit der Fee erlebte, in die «normale» Welt einordnen könnte. Die Leichtigkeit und Freude, Klarheit und Sicherheit, die er dank Diala gewonnen hatte, und die immensen Probleme auf diesem Planeten standen einander gegenüber wie die Erdpole. Bestimmten etwa diese Gegensätze das Prinzip des irdischen Daseins?

Diala hatte die Menschheit einmal mit einer Schulklasse verglichen, die von Zeit zu Zeit einen frischen Impuls benötigt, damit sie beim Unterricht nicht einschläft. Wenn die Erde eine Schule ist, dachte Fabian, dann muss doch das Ziel dieser Schule die Entwicklung seiner Schülerinnen und Schüler sein, und der Weg dazu sind Lernprozesse. Ein Lernprozess setzt die Möglichkeit voraus, Fehler zu machen. Und Fehler machen kann bedeuten, jemandem Schaden zuzufügen. Nun sind Schäden oder Verletzungen – ob willentlich zugefügt oder nicht – das Gegenteil eines Heils, und so

stehen sich das Gute und das Böse ergänzend gegenüber. Demnach, folgerte Fabian, würde sich der Kampf der Gegensätze auf der Erde erst dann auflösen, wenn die Entwicklung des Wesens Mensch abgeschlossen wäre. Bis dahin musste das sogenannte Negative existieren, denn ohne Polarität gäbe es nicht Liebe noch Schönheit, weder Kreativität noch Lust, keinen Humor, keine Tränen. Alles wäre spannungsloses Sein, ein Dasein ohne Salz und Zucker. Die Menschen wären emotionslose Roboter. Weshalb also das Böse bekämpfen, wenn es für die Entwicklung der Menschheit notwendig war ...?

Fabian wusste nicht mehr weiter. Diala würde ihm sicher eine Antwort geben können, dachte er und wollte die Frage auf einen Zettel schreiben. Doch wie so oft vergass er es, weil ebenso oft kein Zettel in der Nähe lag. Abgesehen davon war es meist nicht nötig, sie auf etwas anzusprechen. Gewöhnlich war sie schneller.

Von Zeit zu Zeit schneite oder eher zischte die Fee herein. Einmal, als Fabian tief in ein Buch versunken war, erschrak er so heftig, dass ihm die halb volle Kaffeetasse aus der Hand fiel und auf dem Boden zerschellte. Diala lächelte nur, beachtete das Missgeschick gar nicht, sondern liess sich in den quietschenden Schaukelstuhl fallen.

«Nun erzähl mal», begann sie gleich, denn sie wusste, dass er fast platzte vor Ungeduld, ihr das Neueste berichten zu können. Dabei ging es hauptsächlich um Florine, denn die Abende und Nächte verbrachte er – wie Diala richtig vermutet hatte – oft im Haus neben dem Wasserfall. Fabian liess Diala wissen, dass er eine bedeutende Veränderung bei sich festgestellt habe, was den Aufbau einer Beziehung angehe. Er stürze sich nicht mehr wie früher in ein Verhältnis, nur damit er irgendwo untergebracht sei. Er könne jetzt auch gut allein sein, Distanz wahren und die Freundschaft mit Florine geduldig reifen lassen.

«Dank dir habe ich in kurzer Zeit das gelernt, wofür ich sonst Jahre benötigt hätte, falls ich überhaupt je aus dem Teufelskreis von Verlustangst und Umklammerung gefunden hätte. Ich habe einen Sprung vorwärts gemacht. Es ist zwar nur ein winziger Schritt für die Menschheit, aber ein grosser Schritt für mich», scherzte er in Anspielung auf die Worte des Mondfahrers Neil Armstrong.

«Das freut mich sehr», sagte Diala gerührt. «Aber sei trotzdem auf der Hut. Es könnte kleinere Rückfälle geben, die du nicht verdrängen darfst. Solche Nachwehen sind

normal. Sie wollen dich nicht ärgern, sondern dir helfen, dich zu festigen. Wenn du sie akzeptierst, werden sie dir so vertraut, wie die morgendlichen Gesänge der Vögel hier im Wald. Und nicht vergessen: Die verlorene Jugend wird dich immer wieder daran erinnern, dass du dir zum Ziel gesetzt hast, deine Verhaltensweisen zu verstehen und wenn nötig zu ändern. Schreib deine Träume weiterhin auf. Versuch herauszufinden, was sie symbolisch darstellen, welche Gefühle sie in dir wecken. Wenn du dies tust, weisst du immer, woran du bist, und manchmal weisen sie dir auch den Weg. Das funktioniert aber nur, wenn du es regelmässig machst. Ich werde dir ein Fläschchen mit Bachblüten mitgeben, die dich dabei unterstützen.»

Es zischte und Diala erklärte ihm mit einem Kristallfläschchen in der Hand, wie er mit dessen Inhalt umgehen soll.

«Tja», seufzte Fabian, nachdem er einige Tropfen des «Zaubertranks» gekostet hatte, «solange ich bei dir bin, weiss ich, was ich zu tun habe. Aber jetzt, da du häufig weg bist, kommen auch immer wieder Zweifel auf.»

«Wenn es dir hilft, dann schreib ein paar Merksätze auf ein Papier. Das hängst du an die Wand, und jedes Mal, wenn du daran vorbeigehst, liest du sie.

«Merksätze?»

Es zischte hinter ihm, und an der Wand hing ein grosses leeres Papier. Gleichzeitig fielen ein paar Filzstifte zu Boden.

«Mir schweben fünf Sätze vor», sagte die Fee, «du kannst die Reihenfolge später selbst bestimmen, und vielleicht willst du weitere Sätze anfügen.»

Unter dem Quietschen des Schaukelstuhls diktierte ihm Diala die folgenden Sätze:

Grenzen gibt es nur im Kopf

Jeder Gedanke pflügt einen Weg

Nichts geht jemals verloren

Suchen heisst erkennen, dass alles schon da ist

Bewusst sein!

Fabian schrieb jeden Satz gross und mit einer anderen Farbe auf den weissen Papierbogen. Dann setzte er sich davor und las die einzelnen Sätze langsam. Bei der zweiten Zeile kam ihm in den Sinn, dass er Diala noch fragen wollte, weshalb man das Böse bekämpfen soll, wenn es einem doch hilft, zu lernen und sich zu entwickeln. Diala tauchte kurz in Fabians Gedankenwelt ein und sagte:

«Das, was die Menschen als das Böse, das Negative und Teuflische bezeichnen, gibt es nur dort, wo die Schwerkraft wirkt, also dort, wo die Wesen eine gewisse Dichte haben und damit der Schwerkraft respektive den polaren Kräften ausgesetzt sind. Je feinstofflicher, sprich leichter ein Wesen ist, desto weniger ist es dem Magnetfeld zwischen den Polen ausgesetzt. Ich bin dieser Polarität nicht unterworfen, und damit gibt es für mich auch kein Plus und Minus, kein Gut und Böse, sondern nur Erfahrungen und Wege. Indem ich Einblick in weitere Dimensionen habe, kann ich erkennen, dass jedes Ereignis mit einer Ursache und einer Wirkung verbunden ist und als Ganzes einen Sinn ergibt.»

«Mit anderen Worten», fragte Fabian, «es bringt gar nichts, das Böse zu bekämpfen?»

«Die Frage ist wie», antwortete Diala. «Sieh das sogenannte Böse als etwas an, das dir entgegentritt, um dich zu schulen. Dann bekämpfst du es nicht, sondern schwächst es, indem du daraus Stärke gewinnst.»

«Du meinst wie im Sport, wo mein Gegner auch ein Partner ist, weil er mir meine Schwächen spiegelt?»

«Genau. Diese Sichtweise verlangt aber, dass wir uns alle als Ausdruck des Ganzen erkennen.»

Diala hielt kurz inne, als ob ihr etwas eingefallen wäre.

«Ich habe zwar gesagt», fuhr sie weiter, «dass ich nicht der Polarität auf diesem Planeten unterworfen bin; das stimmt nicht ganz. Wenn ich mich nämlich so stark materialisiere, dass du mich berühren kannst, gerate ich in die Zone der sich gegenseitig abstossenden Kräfte, und dann kann es auch mal vorkommen, dass es mich packt und in die eine oder andere Richtung zerrt.»

Fabian erinnerte sich daran, dass Diala einmal total ausgerastet war; es ging damals um die Brutalität, mit welcher Menschen Tiere behandeln ...

«Das stimmt», platzte Diala in seine Gedanken hinein. «Da hat mich die Schwere des

Körpers in die Welt der Gegensätze hinabgezogen. Aber ehrlich gesagt, es hat ganz gut getan!»

«Ich staune», sagte Fabian.

«Ich auch», sagte Diala zu seiner Überraschung. «Gerade aus diesem Grund muss ich mich für eine Weile in das Land der Feen zurückziehen. Ich fühle mich in der letzten Zeit ziemlich schwer. Ich habe Mühe, mich in jede beliebige Gestalt zu verwandeln. Es ist nötig, dass ich mal Urlaub mache.»

Fabian schien die Fee ziemlich behämmert anzusehen.

«Ist etwas?», fragte sie heiter.

«Nein, gar nicht, ich stelle mir nur gerade vor: eine Fee im Liegestuhl am Strand, einen Liebesroman lesend, darum herum ganz viele Feen in knackigen Bikinis – und Männer? Gibt es überhaupt männliche Feen?» Fabian schüttelte den Kopf. «Nein, eine Urlaub machende Fee ist nichts Besonderes, eine ganz normale Sache.»

«Die Idee mit dem Strandurlaub ist gar nicht so abwegig», dachte Diala laut nach. «Ich werde dir eine Karte schicken.»

«Aus dir werde ich nie klug», klagte Fabian. «Manchmal weiss ich wirklich nicht, ob es dir ernst ist oder nicht.»

«Das hat vielleicht damit zu tun, dass die Wirklichkeit so anders ist, als man sie sich vorstellt.»

In diesem Moment erklangen von irgendwo die metallenen Töne eines Triangels; er wurde dreimal sacht angeschlagen. Die Fee erhob sich, küsste und umarmte ihn. «Es ist Zeit», sagte sie leise.

«Du willst schon gehen?», fragte er überrascht und richtete sich auf.

«Ja. Ich kam nur vorbei, um mich zu verabschieden. Ich weiss nicht, wie es mit mir weitergeht. Zunächst muss ich in mich gehen und sehen, was da alles auf mich wartet. Irgendein Türchen wird sich öffnen. Es geht immer weiter. Es gibt kein Ende.»

Fabians Augen wurden feucht. Ein letztes Mal überraschte ihn die Fee:

«Als Abschiedsgeschenk möchte ich dir noch einen Wunsch erfüllen.»

Fabian überlegte nicht lange.

«Ich würde gerne nochmals mit dem Katamaran durchs Weltall fliegen.»

«Das lässt sich einrichten.»

Wieder ertönte der Triangel.

Die Fee verschwand mit einem sanften Zischen. An ihrer Stelle brutzelte in der Luft ein Sternchen vor sich hin, das noch etwa eine halbe Minute lang nach allen Seiten Funken von sich stiess, ähnlich wie eine Wunderkerze am Weihnachtsbaum. Schliesslich erlosch der Stern. Fabian setzte sich nieder und schrieb mit grossen Buchstaben unter die fünf Sätze auf dem weissen Papierbogen:

Hier – oder wo auch immer – zählt nur das Jetzt!

EIN ALTER BEKANNTER

Noch in derselben Nacht erwachte Fabian, als ein tiefes Brummen durch das Haus ging. Zunächst dachte er an ein Erdbeben und sprang sogleich aus dem Bett. Doch er spürte weder ein Zittern, noch schwankte das Haus. Nur das sanfte Grollen war weiterhin zu hören. Er blickte aus dem Fenster und erschrak: Über der Wiese schwebte der Raumkatamaran, schwach beleuchtet vom Licht des Halbmonds. Auf dem Fenstersims draussen stand eine Katze. Die Ohren flach nach hinten gelegt, den Schwanz buschig, ja fast aufgefächert wie ein Pfau, starrte sie auf das summende Ungeheuer. Eine Luke war geöffnet, die Gangway ausgefahren. Anscheinend wartete man auf ihn. Super Service, dachte er und erinnerte sich an seinen Wunsch. Er zog sich an und verliess das Haus.

Kaum hatte er das Raumschiff betreten, fuhr die Gangway ein, die Luke ging mit einem schmatzenden Ton zu und das Summen verstärkte sich. Auf dem Weg zur Brücke freute er sich darauf, Käpten Balain und die beiden andern Wesen, ja vielleicht Diala wiederzusehen. Aber der Kommandoraum war leer. Ein Blick auf den grossen Bildschirm an der Wand verriet, dass der Katamaran bereits abgehoben hatte und sich mit grosser Geschwindigkeit von der Erde entfernte. Anscheinend wurde das Schiff durch den Bordcomputer gelenkt – oder durch Willenskraft?

Fabian setzte sich in den Sessel des Kapitäns und wartete auf etwas Unerwartetes. Er wusste, dass ein Abenteuer auf ihn zukam ... Kaum gedacht, verschwand das Aussenbild auf dem Wandmonitor und das übergrosse Gesicht des Käptens erschien.

«Hallo Fabian», begann er, ohne den Mund zu bewegen, «wie ich sehe, hast du es dir bequem gemacht.» Er lächelte. «Das Schiff bringt dich auf einen Planeten, wo jemand auf dich wartet. Geniess die Fahrt! Die Schiffsbar befindet sich im Unterdeck. Bei Brad Pitt kannst du alles bestellen.»

Brad Pitt ...?

Das Bild auf dem Grossbildschirm wechselte auf die Sicht voraus: Doch anstelle von vorbeisausenden leuchtenden Sternen auf schwarzem Grund, wie Fabian es erwartete, rauschte das Raumschiff durch Farbenebel hindurch, die fliegend übergingen vom

Gelb ins Grün, dann ins Blau, Violett, Rot und über ein Orange wieder ins Gelb, in endloser Folge. Ein Effekt der Überlichtgeschwindigkeit ...?

Eine Zeit lang betrachtete er dieses faszinierenden Farbenspiel, dann wurde es ihm buchstäblich zu bunt, ja ihm wurde fast übel. Zum Glück hatte er den Kapitän einmal dabei beobachtet, wie er den Bildschirm ausschaltete. Fabian drückte auf die entsprechende Taste. Dann ging er in die Schiffsbar, wo ein Roboter – er glich Brad Pitt tatsächlich aufs Haar – auf ihn wartete und frech grinste.

«Bananenmilchshake mit Eis?», fragte dieser.

Fabian nickte und fragte sich, woher der Roboter wusste, was er bestellen wollte.

«Sehr gerne», sagte Brad Pitt und begann zu surren. Er erhöhte seine Arbeitsgeschwindigkeit um ein Mehrfaches, und ehe sich Fabian gesetzt hatte, war der Shake fertig. Das Getränk war kühl, fruchtig, süß – einfach himmlisch!

Fabian ging wieder auf die Brücke und setzte sich in den Sessel des Kapitäns. Fast wäre er eingeschlafen, als sich plötzlich der Wandmonitor einschaltete, der die Sicht über den Bug des Katamarans ermöglichte: Das Raumschiff näherte sich einem Planeten, welcher der Erde sehr ähnlich war. Fabian sah Kontinente und Meere; darüber zogen weiss und anmutig feine Wolkenschleier hinweg.

Kaum war das Schiff gelandet, öffnete sich die Luke und die Gangway fuhr aus. Fabian trat hinaus und stand vor einer Berghütte. Die Gebirgslandschaft unterschied sich deutlich von derjenigen der europäischen Alpen. Die Formen der Berge ähnelten Näpfen; ihre Gipfel waren nicht zugespitzt, sondern flach oder zumindest stark abgerundet. Vulkane? Die Farben des Bodens, der Wälder und des Himmels waren weich, pastellen mit fließenden Übergängen. Vögel, so klein wie Hummel, schwirrten durch die angenehm warme Luft. Hielt er ihnen eine Hand hin, dann setzten sich einige darauf, kitzelten seine Handfläche und flogen wieder davon.

Fabian hielt seine Nase in den Wind; es duftete nach Lavendel. Da hörte er ein Räuspern hinter sich. Er drehte sich um. Ein Mann war aus dem Berghaus getreten und begrüßte ihn mit einem fröhlichen «Na, wen haben wir denn da?».

Es war Hubert, der Astronom, der schon vor vielen Jahrzehnten gestorben war.

«Du bist doch derjenige mit der Fee», sagte er auf ihn zukommend.

«Der bin ich. Und du schuldest mir noch ein Buch.»

Huberts stoppelbärtiges Gesicht musterte Fabian fragend.

«Ach ja, das Buch über Claudius Ptolemäus.»

«Nein, über Giordano Bruno.»

«Hm ...», grübelte Hubert, «... das war gestern, nicht? Ich wollte das Buch herbeischnippen, aber dann lief etwas schief. – Giordano Bruno, sagst du? Warte, ich hole es gleich.»

«Nein!», rief Fabian besorgt, «gehst du ins Haus, dann bist du womöglich gleich wieder verschwunden. Das Buch hat ... Zeit ...»

Er zögerte beim Wort «Zeit», die für Hubert bedeutungslos sein musste, denn ihre letzte Begegnung fand nicht gestern statt, sondern lag Monate zurück.

«Hubert, ich freue mich sehr, dich wiederzusehen. Dass wir uns treffen, ist kein Zufall. Mich beschäftigt nämlich eine Frage, die mir am ehesten ein Astronom deines Formats beantworten kann.»

In Huberts wässrigen Augen reflektierten sich die Sonnenstrahlen.

«Man hat mir erzählt, dass der Mensch eine Art Miniausgabe des Weltalls sei, ein Kosmos, den man erforschen müsse, dann werde die Raumfahrt mit konventionellen Vehikeln überflüssig, ja unwichtig. Was sagst du dazu?»

Hubert blickte zum Himmel und verwarf die Hände.

«Habe ich es dir gestern nicht genau erklärt? Ja, und nochmals ja. Was du in dir entdeckst, findest du auch im Weltall. Hier wie dort ist alles belebt, beseelt und miteinander verwoben. Überall im Universum atmet dasselbe Bewusstsein: *wir selbst!* – Der Fisch im Meer ist gleichzeitig das Meer, und der Mensch ist gleichzeitig das Universum. Ist doch klar, oder?»

Hubert ging nach Worten ringend einige Male hin und her.

«Überleg doch: Wo fängt das Ich an und wo hört es auf? Bildet die Körperhaut seine Grenze? Wo beginnt das Du? – Aber was bringts, wenn ich es ständig wiederhole? Nichts! Wenn du es nicht selbst erforschst, bleibt es tote Theorie.»

Plötzlich erklang eine liebevolle Frauenstimme aus dem Haus:

«Hubert, wann kommst du endlich? Das Bad ist bereit ... ich warte ...»

Hubert sah Fabian unschuldig an.

«Ich ... äh ... sollte gehen ... wir sehen uns doch wieder, oder?»

«Ich hoffe es», antwortete Fabian enttäuscht.

Der alte Mann drehte sich um. Dann hüpfte er, den Kittel ausziehend, förmlich zur Hütte und verschwand darin, ohne zurückzublicken.

Fabian wollte sich gerade abwenden, als Hubert halb nackt nochmals in der Tür erschien und rief:

«Es ist anscheinend einfacher, auf den Mond zu fliegen, als den Himmel im eigenen Innern zu finden. Aber man kann so weit reisen, wie man will – man ist immer am selben Ort ...!»

DER JÄGER

Ein halbes Jahr später lagen Fabian und Florine an einem Samstagnachmittag in den Hängematten neben dem Haus und tauchten ihre fahle Winterhaut in die Sonne. Fabian liebte das Sonnenbaden im Mai, wenn es noch nicht zu heiss und auch nicht mehr zu kalt war. Es war ein Gefühl, wie man es empfindet, wenn man längere Zeit in kaltem Wasser geschwommen ist und sich dann rücklings auf den warmen Steinboden legt.

Fabians Gedanken waren bei seinem neuen Chef, einem fachlich hervorragenden, aber sehr exzentrischen Leiter einer Redaktion. Dieter, so hiess sein Chef, war eine Mischung aus Patriarch und jungem Wilden, der seinen Angestellten bei der Arbeit zwar alle Freiheiten liess, aber gleichzeitig jede Möglichkeit ausschöpfte, unmissverständlich klar zu machen, was richtig war und was falsch. Dies führte dazu, dass bei den Redaktionssitzungen häufig die Fetzen flogen und gelegentlich auch Gläser oder Geräte auf dem Boden oder an der Wand zersprangen. Fabian wollte Florine eben detailliert beschreiben, wie die Kaffeemaschine nach einer solchen Sitzung aussah, als er bemerkte, dass Sirius mit nach hinten geklappten Ohren und gesträubtem Fell gespannt zum Himmel blickte. Er folgte den Augen des Hundes.

«Florine, guck mal nach oben!», rief er.

Seine Freundin sah hinauf: Ein Ballon, gelb wie ein Rapsfeld und mit einem riesigen Clowngesicht bemalt, näherte sich von Westen. Florine meinte, der Ballon komme ungewöhnlich tief daher. Sirius bellte erregt.

Das lautlose Fluggerät liess die Baumspitzen nur knapp unter sich und zog langsam Richtung Osten. Als der Heissluftballon exakt über ihnen war, winkte Fabian und rief «Hallo!»

Da erschien ein Kopf mit langen Haaren am Korbrand. Eine Frau winkte zurück. Bevor der grinsende Clown hinter dem Wald verschwand, riefen Fabian und Florine gleichzeitig: «Gute Fahrt!» Zu ihrem Erstaunen hörten sie eine Frauenstimme rufen: «Bis später ...!»

Die beiden blickten einander fragend an.

«Die scheinen da oben in der Nähe von Dialas Hütte landen zu wollen», meinte Fabian.

«Wenn sie hier auftauchen, laden wir sie zum Essen ein. Was denkst du?»

«Selbstverständlich. Gäste sind Gäste, und wenn sie vom Himmel kommen, versprechen sie wohl eher Gutes.»

Gut gelaunt schnappte sie sich Fabians Arm und zog so lange daran, bis er aus der Hängematte fiel. Er rappelte sich auf und gab der Hängematte, in welcher seine Freundin kicherte, einen heftigen Stoss. Florine schrie auf. Er bremste die Schaukel und küsste sie auf den Mund und auf den grossen Zeh, der sich ihm anbietend entgegenstreckte.

Sirius bellte ununterbrochen weiter.

«Übertreibe nicht, Sirius!», tadelte ihn Florine, aber der Hund hörte nicht auf. «Du hast ja auch noch nie einen solchen Monsterclown gesehen», sagte sie mütterlich zu ihm. «Fabian holt dir sicher ein Stück hartes Brot, das wird dich beruhigen.»

Doch Sirius liess nicht locker. Er zottelte zwar mit dem steinharten Brot zwischen den Zähnen knurrend davon, fing aber sofort wieder zu bellen an, als der Brocken zerbissen und verschlungen war. Das ist ungewöhnlich, dachte Florine. Sie wollte den Hund eben zu sich rufen, als im Wald ein Schuss krachte.

«Was war das?», fragte Fabian erschrocken.

«Es scheint wieder loszugehen – Jagdzeit», sagte sie missmutig. «Ich hasse diese Knallerei.»

Sirius war ausser sich. Ein Rauschen ging durch den Wald. Jemand hetzte den Hang hinab.

«Da scheint etwas passiert zu sein», meinte Florine aufgeregt. Plötzlich hörten sie ein Keuchen und Schnaufen. Ein Jäger in verschmutzten Militärkleidern stand vor ihnen und schnappte nach Luft. Sirius tänzelte aufgeregt um den jungen Mann herum; er kannte ihn. Er war schon mehrmals bei Florine zu Besuch gewesen. Meist hatten sie stundenlang über Sinn oder Unsinn der Jagd diskutiert.

Florine und Fabian zogen sich etwas über und setzten sich mit dem schwitzenden Jäger an den Tisch vor dem Haus. Als dieser seine Stimme wiedergefunden und mit dem Taschentuch das errötete Gesicht abgetupft hatte, erzählte er, dass er eben etwas Unheimliches erlebt habe:

«Ich war in der Nähe der alten *Kobold*-Hütte auf der Spur eines Fuchses. Da bekam ich

ihn vor die Flinte und drückte ab. Ich glaubte, ihn erwischt zu haben, aber dann gab es plötzlich ein lautes Zischen, und dort, wo das Tier hätte liegen müssen, stand eine junge Frau. Sie starrte mich mit leuchtenden Augen an. Ich habe diese Frau noch nie gesehen. Mein Vater hat mir einmal erzählt, er habe vor Jahren in diesem Wald eine junge schöne Frau angetroffen. Als er sie ansprechen wollte, habe sie sich vor seinen Augen in Luft aufgelöst. Ich habe immer gedacht, mein Vater habe mir ein Märchen aufgetischt. Aber jetzt weiss ich, weshalb man die Hütte da oben als Spukhaus bezeichnet.»

Der Jäger wischte sich erneut den Schweiß von der Stirn. Florine und Fabian zwinkerten einander zu. Beide dachten dasselbe, nämlich, dass Diala zurückgekehrt war und dem Jäger einen tüchtigen Schrecken einjagen wollte. Diese Erscheinung habe ihn derart erschreckt, schilderte der Jäger weiter, dass er das Gewehr habe fallen lassen und geflüchtet sei.

Florine fragte ihn, ob er etwas Beruhigendes trinken möchte.

«Wär nicht schlecht», sagte dieser hastig.

Als Florine ins Haus ging, wollte Fabian von Andreas, dem Jäger, wissen, ob es überhaupt notwendig sei, Füchse zu schießen. Noch etwas verwirrt antwortete er, dass sich die Fuchspopulation im Grunde genommen selbst regulieren würde, wenn man die Tiere in Ruhe lassen würde.

«Und weshalb knallst du sie dann trotzdem ab?»

«Ich gehe schon seit meiner Schulzeit auf die Pirsch. Mein Vater hat es mir beigebracht. Es ist der Zweikampf, der mich fasziniert. Wer ist klüger? Wer macht einen Fehler? – Ich kann das Gefühl, das ich dabei empfinde, nicht beschreiben. Wer nicht selbst jagt, versteht das nicht.»

«Und was meinst du, ist vorhin genau passiert?»

«Keine Ahnung!», rief Andreas aufgeregt. «Vielleicht habe ich zu wenig geschlafen. Ich kam in den letzten Tagen kaum ins Bett, zu viel Arbeit auf dem Feld und dann noch der Umbau des Hauses ...»

«... und da findest du noch Zeit, um auf die Jagd zu gehen?», unterbrach er ihn.

«Eine kleine Freude wird man sich noch gönnen dürfen», antwortete Andreas unwirsch. Auf der Stirne des Jägers hatten sich neue Schweißperlen gebildet.

«So etwas ist mir noch nie passiert. Ich hoffe, das war das erste und letzte Mal, sonst

erschieße ich noch eine Frau, weil ich sie für einen Fuchs halte.»

«Vielleicht solltest du mit dem Jagen aufhören», sagte Florine, die mit einer Tasse Tee in der Hand aus dem Haus kam. Andreas schwieg und streichelte Sirius, der sich inzwischen beruhigt hatte.

«Lässt du das Gewehr dort oben liegen?», fragte Fabian.

«Nein, ich werde es nachher holen und auch den Fuchs, falls ich ihn finde. Bisher habe ich noch nie ein totes Tier liegen lassen.»

Als der Jäger gegangen war, erzählte Florine, dass sie Andreas zwar verstehe, weshalb er auf die Jagd gehe, denn er habe von klein auf gelernt, dass nur ein toter Fuchs ein guter Fuchs sei. Aber akzeptieren könne sie es nicht. Im Grunde genommen ginge es ihm vor allem um die Trophäe und nicht um das Gleichgewicht in der Natur, wie er gelegentlich behauptete. Im Übrigen sei sie der Meinung, dass die echten Schädlinge unter den Menschen zu suchen seien und nicht bei den Tieren.

«Diala scheint mit dieser Jagdphilosophie auch Mühe zu haben», sagte Florine nach einer Weile. Fabian pflichtete ihr bei. Sie habe ihm einmal erzählt, dass in ihrem Gebiet in den Bergen jeder dritte Luchs durch eine Kugel sterbe, obwohl diese Tiere von der obersten politischen Behörde geschützt würden und obwohl Luchse für die vielen Jäger keine Konkurrenz darstellten. Diala habe übrigens als Gämse jahrelang die Jäger genarrt. Noch heute erzähle man sich dort oben die Geschichte einer schönen Frau, die angeblich von einer Hexe in eine Gämse verwandelt worden sei.

Florine legte sich nochmals in die Hängematte, bevor sie das Abendessen vorbereiten wollte. Fabian holte Kartoffeln aus dem Keller und warf sie zum Waschen in den Brunnen. Dann packte er einen Stuhl, setzte sich neben sie und strich ihr über die Haare.

«Weisst du, was ich denke?», fragte er.

«Sags mir.»

«Die Frau im Ballonkorb könnte tatsächlich Diala gewesen sein. Ich habe sie zwar nicht erkannt, auch ihre Stimme nicht, sie war zu weit weg, aber die langen Haare ... und das Clowngesicht auf der Ballonhülle ist doch typisch für sie.»

«Wir werden sehen», antwortete Florine, «vielleicht ist sie schon unterwegs hierher. In dem Fall braucht es aber keine zusätzliche Portion Kartoffeln. Soll ich ein Glas Honig auf den Tisch stellen ...?»

Aber Diala kam nicht, und auch sonst liess sich niemand bei ihnen blicken. Fabian und Florine nahmen an, dass Diala – sofern es sie gewesen war – plötzlich doch noch bei ihnen auftauchen würde und dass es keinen Grund gebe, dem Vorfall nachzugehen.

Am Nachmittag darauf – sie waren eben von einem Ausflug zurückgekehrt – kam Andreas auf Besuch. Diesmal war er gelassener. Er brachte eine Flasche Rotwein mit. Andreas erzählte, dass der Fuchs, den er glaubte erschossen zu haben, entwischt sei.

«Zuerst nahm ich an, er sei verletzt und liege irgendwo im Gebüsch. Aber ich fand keine Blutspuren und schon gar kein totes Tier. Deshalb kehrte ich heute Morgen nochmals zum *Kobold* zurück und wartete. Dabei war ich so gut getarnt, und der Wind wehte so günstig für mich, dass ich denselben Fuchs – ich erkenne jedes Tier wieder, wenn ich es einmal gesehen habe –, dass ich also diesen Fuchs überraschen konnte. Ich brauchte nur noch abzudrücken. Diesmal hat es ihn erwischt.»

Florine und Fabian sahen einander entsetzt an. Es sei ein prächtiges, aber eigenartiges Tier gewesen. Die Augen des Fuchses hätten einen stark orange leuchtenden Glanz gehabt und noch geschimmert, als das Tier schon eine halbe Stunde tot gewesen sei. So etwas habe er noch nie gesehen.

Fabian wurde blass. Die Lust auf das Weintrinken war ihm und auch seiner Freundin vergangen. Hatte Andreas Diala erschossen?

Der Jäger merkte bald, dass er fehl am Platz war. Als er gegangen war, zogen sich die beiden Wanderschuhe an und stiegen den steilen Waldweg hinauf. Sie sprachen kein Wort. Spannung und Ungewissheit würgte ihnen die Kehle zu. Normalerweise benötigten sie etwa zwanzig Minuten, um zum *Kobold* zu gelangen. Diesmal waren sie in der Hälfte der Zeit dort.

Das Haus lag still auf der Weide. Der Vorplatz war leer. Es fehlten die Stühle, und auch der hölzerne Tisch, der sonst bei jedem Wetter draussen stand, war nirgends zu sehen. Fabian öffnete die Tür. Drinnen war es dunkel und kalt. Er tat die Tür zum Wohnzimmer auf und erschrak: leer – alles leer! Kein Bett, keine Bücher und Blumen, keine Kerzen. Das Haus war verlassen, staubig und öde, als ob es seit Jahren nicht mehr betreten worden wäre. Fabian wollte nicht glauben, was er sah. Er ging durch die Stube, riss die Tür zur Küche auf, wo es genauso verwaist aussah wie im Schlafzimmer, in welchem er an einem Novembermorgen die weichen Lippen Dialas geküsst hatte.

Als sie verstört aus dem Spukhaus traten, sah Fabian auf einem der Apfelbäume vor dem Haus etwas Helles. Er ging darauf zu und erkannte sogleich, dass es sich um einen Fetzen Stoff von Dialas Kleid handelte. Fabian löste das kostbare Zipfelchen, das von seiner Fee übrig geblieben war, und steckte es in die Hosentasche. Dann gingen sie traurig den Weg hinab.

Vor Florines Haus blieben sie stehen und nahmen sich in die Arme.

Hatte es eben nicht gezischt?

Beide blickten in dieselbe Richtung: Auf einem Ast der grössten Tanne, die das Haus vor den Westwinden schützte, sass ein Falke.

Pius?

Plötzlich hob der Vogel ab, stürzte sich wie ein Kamikaze in Richtung des Pärchens, das eng umschlungen zu ihm hinauf sah. Kurz bevor der Falke die beiden erreicht hatte, drehte er scharf ab und liess einen Kotklumpen fallen, der – wie gezielt – auf dem Kopf von Fabian zerplatzte.

Es traf ihn wie ein Blitz! Inmitten eines gleissend weissen Lichts enthüllte sich vor seinen inneren Augen sekundenschnell die Wahrheit in ihrer ganzen Fülle: Alles ist da. Alles ist und durchdringt sich gegenseitig: Diala, der Vogel, der Jäger, das Gejagte, der Wald, die Landkarte und das Land, die Wolken, die Sonne, die Sterne, der Klang des Pans, Liebe, Tod, Gott, die Fische, das Wasser, welches die Fische umgibt, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, innen und aussen, Anfang und Ende, die Null und die Eins, männlich und weiblich, er und Florine, du und ich. Alles ist ein unfassbares Jetzt, ein endloses Sein ohne Raum und Zeit, nur stille Ewigkeit – der stillste Augenblick in Fabians Leben.

Fabian hatte endlich begriffen, dass es nichts zu suchen gab, nur diesen einen Augenblick zu erfahren.

Als er die Augen öffnete, flog der Falke knapp über den Gartenzaun hinweg. Mit ein paar kräftigen Flügelschlägen, die in Fabians Ohren dröhnten wie Paukenschläge, stieg der Vogel hinauf zu den Bäumen des gegenüberliegenden Hangs. Dann schwang er sich anmutig über die höchsten Wipfel und tauchte in das Abendrot hinein.

Der kursive Text im Kapitel *Die Papyrusrolle* stammt aus dem *Evangelium des vollkommenen Lebens* (Humata-Verlag Harold S. Blume). Der englische Priester Rev. G. J. R. Ouseley schreibt im Vorwort zur ersten englischen Buchausgabe (1902) dieses Evangeliums:

«Dieses Evangelium ist eines der ältesten und vollständigsten frühchristlichen Fragmente und ist aufbewahrt in einem buddhistischen Kloster Tibets, wo es von Angehörigen der Essener-Gemeinde versteckt wurde, um es vor den Händen der Fälscher zu schützen.»

Die Sätze im Kapitel *Die Kristallhöhle* stammen aus dem Buch: *Der Ratf des Dervisch* von Pir Vilayat Inayat Khan, Synthesis-Verlag, Essen (D).